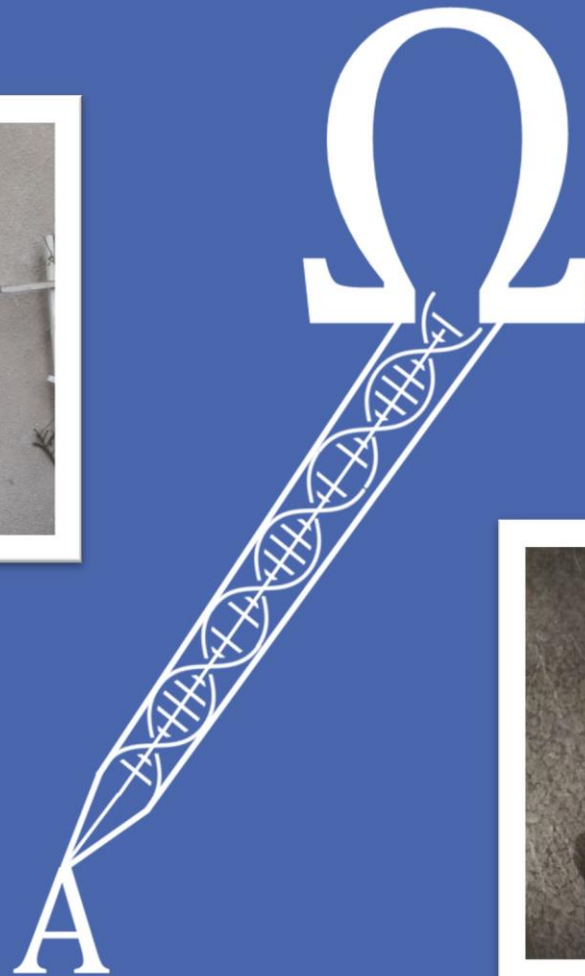
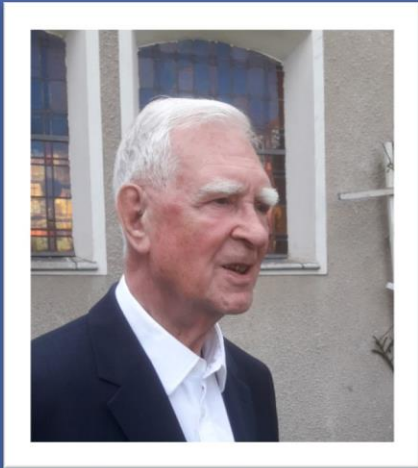


Peter Zülicke



Immer wieder anfangen!

GELEITWORT

Bei den Erinnerungen an mein Leben möchte ich mich von dem Stichwort „Anfänge“ leiten lassen. Natürlich ist jeder Tag ein Anfang, der uns herausfordert, ihn zu gestalten. Da steht oft die Frage: Was fangen wir mit diesem Menschen oder mit diesem Tag an? Es gibt sicher auch Tage, mit denen wir, so scheint es, nichts anfangen können. Wie also gehen wir mit den Gegebenheiten um, die auf uns zukommen? Manchmal entscheiden wir uns ganz bewusst für einen Neuanfang, vor allem dann, wenn wir hinter eine unangenehme Sache einen Schlusstrich ziehen wollen. Es kann auch sein, dass uns etwas wertvoll erscheint und reizt, etwas Neues auszuprobieren oder zu wagen. Oft genug bedeutet ein Anfang eine Weichenstellung, verbunden mit besonderen Herausforderungen und Entscheidungen.



Bild 1: In der „Studierstube“ 2020

Ein Anfang führt aber auch immer zu einem Ende, dem dann ein Neuanfang folgen kann. Davon habe ich in meinem Leben eine ganze Reihe erfahren und möchte davon schreiben.

Der Schwerpunkt meiner Ausführungen wird durch die Orte gesetzt, an denen ich gelebt und gewirkt habe. Zunächst schaue ich aber auf die ersten 25 Jahre bis zu meiner Priesterweihe.

Wolmirstedt, im Corona-Sommer 2020

Peter Zülicke

DIE ERSTEN BEIDEN JAHRZEHNTE

Schon meine Geburt am 13. Februar 1938 im Magdeburger Marienstift war ein prägender Anfang, den ich natürlich noch nicht bewusst wahrgenommen habe. Dieses kleine Wesen, das den bergenden Mutterschoß verlassen hatte, musste sich nun als Individuum total in einer anderen Umgebung zurechtfinden. Ich ahne nur, wie gut mir die bergende und sorgende Liebe meiner Eltern getan hat. Sie haben all die guten Kräfte in mir bestärkt, die wichtig waren, um mit dem fertig zu werden, was die Zukunft brachte. Als echt religiöse Menschen haben die Eltern auch den Glauben an einen liebenden Gott in mein Leben gelegt. So war es nicht verwunderlich, dass schon damals als Kleinkind in mir der Wunsch wach wurde, Priester zu werden. Dieser Wunsch wurde dann später in meiner Jugend ein Ziel, das ich ernsthaft ansteuerte.



Bild 2: Weihnachten 1942 - meine Eltern, Richard und Maria Zülke, und mein Bruder Bernd

Im Jahre 1942 wurde mein Bruder Bernd geboren und 1943 meine Schwester Rita. Nun musste ich meine Rolle neu finden. War ich bis jetzt der Einzige, nun war ich der Große. Diese Rolle ist mir zum ersten Mal am Heiligen Abend 1943 bewusst geworden, als mein Vater im Krieg war und meine Mutter, nachdem die beiden Kleinen zu Bett gebracht waren, mit mir „Mensch ärgere dich nicht“ spielte und mich so als Großen ernst nahm. Bald darauf wurden wir nach Schönhausen evakuiert. Dadurch entkamen wir dem Tode. Denn das Haus, in dem wir in Magdeburg gewohnt hatten, wurde durch eine Bombe am 16. Januar 1945 total zerstört und alle im Hause kamen dabei um.

Den Schulanfang in Schönhausen 1944 habe ich nicht als etwas Besonderes in Erinnerung behalten. Eher waren es dann die Ereignisse am Ende des Krieges, die eine Herausforderung bedeuteten, die man heute einem Siebenjährigen nicht zumuten möchte. Als die russische Front immer näher kam,

entschloss sich meine Mutter mit uns Kindern auf die westliche Seite der Elbe zu flüchten, die schon von den Amerikanern besetzt worden war. Die Elbbrücke in Richtung Stendal war allerdings gesprengt worden. Die deutschen Soldaten hatten aber an der gesprengten Stelle Schlauchboote befestigt und darüber Bretter gelegt, um eher in die Gefangenschaft der Amerikaner als in die der Sowjets zu kommen.

Meiner Mutter mit den Kinderwagen der kleinen Schwester half ein Soldat über die kritische Stelle, ein anderer nahm meinen Bruder auf den Arm und trug ihn hinüber. Um mich kümmerte sich keiner. Ich musste allein gehen in dem Gedanken: ein falscher Schritt – wenn du ins Wasser fällst, bist du verloren. Rechts und links waren schon die Geschosse der Russen zu hören. Ich habe alle Gebete, die ich kannte, gesprochen und kam gut auf der sicheren Seite an. Damit war der Krieg für mich zu Ende.

Ein neuer Anfang war gemacht, der mich in entbehrungsreiche, aber auch schöne Kindheitsjahre führte. Wir kamen wieder nach Magdeburg und erhielten in Sudenburg in der Jordanstraße eine Wohnung. Mein Vater kam im September 1945 aus der Gefangenschaft und konnte in seinem Beruf als Versicherungskaufmann in Haldensleben arbeiten. Im Dezember empfing ich zum ersten Mal das Bußsakrament und ging am Weißen Sonntag 1946 zur ersten hl. Kommunion. Sechs Wochen später starb meine Schwester an Diphtherie. Der schwache Körper hatte keine Abwehrkräfte mehr. Vier Jahre später wurde dann meine Schwester Stefanie geboren. Für sie war ich der große Bruder, der sie beschäftigen konnte und für so manche Unternehmungen Zeit hatte.

Ab Oktober 1945 öffneten wieder die Schulen. Ich begann mit der 2. Klasse. In meiner Grundschulzeit wechselte ich in der 7. Klasse von der Goetheschule in Sudenburg zur Leibnitzschule im Zentrum, in der Latein gelehrt wurde. Denn der Gedanke, Theologie zu studieren, bewegte mich lebhafter. Der Anfang in der neuen Schule war mühsam, da der Lehrstoff zum Teil ein anderer war. Es gab schlechte Zensuren. Aber langsam fand ich wieder meinen Weg.

Noch schwieriger war der Schritt, auf die Oberschule (Gymnasium) zu kommen. Ich hatte bei meiner Bewerbung geschrieben, dass ich Theologie studieren wolle und bekam eine Ablehnung. Ich fühlte mich wie in ein tiefes Loch gefallen. Mein Vater konnte aber nach einer Beschwerde bei der Landesregierung erreichen, dass ich doch angenommen wurde. Damit war wieder ein Anfang gemacht, der mich in den folgenden Jahren gut voranbrachte.

Mit dem Abitur in der Tasche begann 1956 ein neuer Abschnitt auf meinem Weg zu dem gesteckten Ziel. Für alle Anfänger im Theologie-Studium hatte der damalige Prälat Aufderbeck aus Magdeburg einen vierwöchigen Einführungskurs in Bad Kösen eingerichtet. Die Impulse, die ich dort durch ihn erhielt, sind mir bis heute wichtig geblieben.

Das erste Semester in Erfurt begann im September 1956. Ein Anfangserlebnis ist mir in der Erinnerung geblieben. Ich kam zur ersten Vorlesung, die Professor Fritz Hoffmann im Fach „Erkenntnislehre“ hielt.



Nach einer kurzen Begrüßung begann er da, wo er vor den Ferien aufgehört hatte: „Paragraf 17“ – und dann hielt er eine Vorlesung, von der ich so gut wie nichts verstand und auch weiterhin keine besonderen Erkenntnisse bekam. Aber es gab ja auch die anderen Fächer. Vor allem hat mich „Neues Testament“ bei Professor Schürmann und Kirchengeschichte bei Dozent Böhmer interessiert. Bei letzterem schrieb ich auch meine Diplomarbeit. Das Thema lautete: „Die Synoden bei Gregor von Tours“. Als Kuriosum fand ich heraus, dass auf einer Synode im Jahre 565 die Frage behandelt wurde: „Ist die Frau ein Mensch?“ Die Abstimmung erbrachte ein positives Ergebnis.

Meine Eltern waren bereit, die Studiengebühren sofort zu zahlen und sie nicht bis zum Abschluss der Ausbildung stunden zu lassen. Das bedeutete für mich, in den Ferien Geld zu verdienen. In den Winterferien 1957 war es durch kirchliche Vermittlung noch möglich, in Dortmund zu arbeiten. Ich war dort in der Thier-Brauerei im Bierkeller tätig. Im nächsten Jahr war die Arbeit im Westen nicht mehr möglich. Ich suchte mir in Magdeburg eine

Bild 3: Auf Wanderschaft durch den Harz mit Paul Christian

Arbeitsstelle zunächst in einem Apparate-Vertrieb in Buckau, später dann in der Brauerei- und Kellereimaschinenfabrik in Sudenburg und schließlich als Bierkutscher in der Sudenburger Brauerei. Diese Tätigkeiten waren harte Arbeit aber auch eine Bereicherung an Erfahrungen.

Im Sommer 1957 habe ich, wie sich bald darauf herausstellte, die letzte Gelegenheit genutzt, um Westdeutschland kennen zu lernen. Per Anhalter bin ich drei Wochen von Minden über Paderborn, Würzburg, Nürnberg bis nach Berchtesgaden gefahren. Unvergesslich war der erste Eindruck der Alpen am Königssee. Dann ging es weiter nach Salzburg, wo ich zu den Festspielen eine „Jedermann“-Aufführung erlebte. Von da aus trampelte ich über Ingolstadt, Heidelberg, Worms Mainz nach Köln. Endstation war Düsseldorf, wo ich einen Onkel hatte. Jeder Tag war ein Abenteuer, denn ich wusste nicht, wie schnell und wie weit ich vorankommen würde. Am Ende waren es 63 Fahrer, die mich mitnahmen und mit denen ich oft interessante Gespräche geführt habe. Einer hat sogar versucht, mich von der Theologie abspenstig zu machen.

Im Studium war eine ganze Reihe von Prüfungen zu bestehen. Am Ende stand im Dezember 1960 der theologische Abschluss in Erfurt. Das bedeutete aber auch ein neuer Anfang – nun im Pastorseminar auf der Huysburg. Damals wurden wir noch durch den Empfang der Tonsur in den Stand der Kleriker aufgenommen. In einem Gottesdienst schnitt der Bischof mit der Schere jedem an fünf Stellen des Kopfes Haare ab. Dann folgten die sogenannten Niederen Weihen. Wir erhielten den Auftrag, die Kirche aufzuschließen, die Glocken zu läuten, als Lektor und als Ministrant zu fungieren und schließlich auch die bösen Geister zu bannen. Dazu kamen aber auch praktische Übungen für die Gestaltung der Gottesdienste und des Religionsunterrichtes.

Es folgte die Weihe zum Subdiakon und dann zum Diakon. Es war eine Zeit, in der ich mir bei den verschiedenen Diensten oft sagte: Das darfst du jetzt zum ersten Mal tun. So erlebte ich es auch in den Weihnachtsferien in meiner Heimatgemeinde Magdeburg-Sudenburg. An einem Morgen sagte mir der Pfarrer Heinrich Bartmann: Heute Nachmittag kannst du in Niederndodeleben eine Beerdigung halten. Ich wies darauf hin, dass ich dafür keine Ansprache vorbereitet hätte. Der Pfarrer meinte, ein paar Worte könne auch er sagen. Als ich am Nachmittag zur vereinbarten Zeit im Pfarrhaus erschien, erklärte mir der Pfarrer, er müsse schnell noch zu einem Versehgang. Ich solle mir solange Zeit nehmen, um eine Ansprache vorzubereiten. In mein Kalenderheft kritzelte ich schnell einige Stichworte. Am Ende habe ich diese erste Beerdigung gut überstanden. Am Neujahrstag hielt ich dann auf dieser Außenstation auch zum ersten Mal im Gottesdienst die Predigt. An gleicher Stelle hatte ich sechs Jahre zuvor auch die erste Predigt des damaligen Diakons Leo Nowak gehört.



Bild 4: *Weihekurs 1962 – von rechts nach links*

Bruno Scholzer (+), Bernhard Kaufhold, Ludwig Rother, Egbert Brock (+), Hans Mittentzwei, Paul Christian, Heribert Rückert (Schwerin), Peter Zülicke

MEIN ANFANG IN GOMMERN 1962

Am 29. Juni 1962 wurde ich in Magdeburg zusammen mit sechs Mitbrüdern von Weihbischof Friedrich Maria Rintelen zum Priester geweiht. Am Sonntag, den 1. Juli feierte ich mit meiner Heimatgemeinde St. Marien in Sudenburg die Primiz. Pfarrer Bartmann hatte dafür gesorgt, dass dieser Tag ein Fest für die ganze Gemeinde wurde. Es war damals nicht üblich, gleich nach der Weihe auch die erste Stelle der Neugeweihten bekannt zu geben. Erst am Donnerstag nach der Primiz brachte



Bild 5: *Primiz in St. Marien, Magdeburg*

die Sekretärin des Bischofs, die zu unserer Gemeinde gehörte, den Brief mit der Ernennung zum Vikar von Gommern direkt zu mir in die Jordanstraße, wo ich mit meinen Eltern wohnte.

Vikar Karl Schenke aus Sudenburg fuhr mit mir am nächsten Tag nach Gommern. Obwohl dieser Ort in der Nähe von Magdeburg liegt, war ich noch nie dort gewesen. Auch meinen Vorgänger Bruno Knoche kannte ich nicht. Als wir an seiner Tür klingelten, öffnete er und schaute uns verdutzt an. Dann kam ihm die Erleuchtung, dass ich sein Nachfolger sein könnte. Auch für ihn war das eine Überraschung. Er zeigte mir die Vikarie, ein kleines Gebäude, das im rechten Winkel an das Pfarrhaus angebaut war. Vikar Knoche hatte über den zwei Zimmern im Untergeschoss noch zwei Zimmer als Obergeschoss darauf bauen lassen, so dass er für sich und seine Schwester im Haushalt, ein wenig Raum hatte. Die ehemalige Waschküche der Pfarrei wurde zu einer Küche umgebaut. Daran schloss sich noch eine Toilette mit Badewanne an. Diese Räumlichkeiten konnte ich nun übernehmen. Möbel hatte ich ja nur wenige.

Aber ich hatte eine Tante, Johanna Silberbach, die gerade Rentnerin geworden war und sich bereit erklärt hatte, zu mir zu ziehen und den Haushalt zu führen. Sie war eine gut ausgebildete Köchin und hatte schon früher in Pfarrhäusern geholfen. Sie bewies aber auch viel Klugheit und Geschick, mit all den Menschen umzugehen, die an der Pfarrhaustür klingelten. Ein Mitbruder meinte, sie sollte eigentlich nicht „Silberbach“, sondern „Goldstrom“ heißen. So konnte ich froh und dankbar sein, eine solche Frau an meiner Seite zu haben.

Mit dem Pfarrer in Gommern, Josef Wachtel, kam ich überein, im August dort meine Tätigkeit zu beginnen. Er war dann im Urlaub. Am 15. August feierte ich am Morgen noch die hl. Messe in Sudenburg. Am Nachmittag packte ich die nötigsten Sachen für die nächsten Tage in eine Aktentasche und fuhr mit dem Zug nach Gommern. Vom Bahnhof führt die Hauptstraße direkt auf die katholische Kirche zu. Im Blick der Kirche kam in mir ein banges Gefühl hoch: Alles ist neu und unbekannt – wie werde ich zurechtkommen? Was wird auf mich zu kommen.

Ich begann meinen Dienst mit der Abendmesse. Anschließend kam die Haushälterin des Pfarrers und erklärte, dass noch dringend ein Versehgang zu machen sei. Zum Glück gab es in Gommern einen Theologiestudenten, Heinz Pabel, den ich von Erfurt her kannte, der mir den Weg weisen konnte. Sofort und zum ersten Mal war ich gefordert. Ich nahm alles Nötige mit. Im Buch für die Krankensalbung gab es einen Ritus, der alles zusammenfasste. Ich betete ihn – lateinisch – von Anfang bis zum Ende in der Hoffnung, nichts falsch gemacht zu haben. Dann bat mich die Kranke auch noch, den Haussegen zu sprechen, für den ich schnell eine eigene Formel erfand.

Im Pfarrhaus bezog ich das Gastzimmer, da die Zimmer in der Vikarie tapeziert werden sollten. Der Maler, ein treuer Mann aus der Gemeinde, ließ sich aber viel Zeit. Er kam nach Feierabend und erzählte lieber mehr als er tapezierte. Aber schließlich wurde alles fertig. Das Mittagessen bekam ich bei den Eltern von Pfarrer Franz Kapau, die in Gommern wohnten, und deren Wohlwollen mir guttat.

In dieser Zeit erhielt ich die Aufforderung, mich für den Militärdienst registrieren zu lassen. Ich sollte alle meine Zeugnisse vorlegen. Ich nahm auch die Weihezeugnisse mit, die lateinisch verfasst waren. Mit ihnen konnten die Beamten nichts anfangen. Trotz eines Freistellungsgesuches von dem zuständigen Dechanten Johannes Cramer wurde ich in Burg gemustert und als sogenannter „Mot.-Schütze“ registriert. Nun griff der Prälat Jäger in Magdeburg ein, der die Verbindungen zu den staatlichen Stellen pflegte. Den Beauftragten für Kirchenfragen bei Rat des Bezirkes Magdeburg wies er darauf hin, dass weltweit Priester nicht einberufen würden. Außerdem ergäben sich Schwierigkeiten, da ein Priester täglich zu einer Stunde Breviergebet und zur Feier des Gottesdienstes verpflichtet sei. Daraufhin wurde ich freigestellt.

Zur Pfarrei Gommern gehörten über zwanzig Dörfer. Das bedeutete: Ich musste mobil sein. Schon kam das erste Wochenende mit den Gottesdiensten auf mich zu. Für diesen Tag überließ mir mein Vorgänger einen uralten Opel. In den Kurven musste man heftig am Lenkrad drehen, bis sich die Räder bewegten. Mit Mühe und Not kam ich über die Runden. Drei Gottesdienste am Vormittag waren zu halten. Für einen Neupriester war das eine mächtige Anstrengung. In der kommenden Woche erhielt ich dann den Auftrag, mir von Pfarrer Breitschädel aus Eilsleben einen alten VW zu holen. Als er mir das Auto überließ, mahnte er, vorsichtig einzusteigen, um nicht den durchgerosteten Boden zu durchtreten. Ein Reserverad gab es nicht. Die Handbremse funktionierte nicht mehr. Geschaltet wurde noch mit Zwischengas. Als eines Tages auch die Fußbremse ausfiel, fuhr ich vorsichtig ohne Bremsen in eine Werkstatt nach Magdeburg. Auch der Motor wirkte ja noch als Bremse. Ich muss allerdings sagen, dass der Verkehr damals bedeutend geringer war als heute. Oft war ich allein auf der Straße. Am besten funktionierte das Radio. Es war die Zeit der Kubakrise. Da blieb ich unterwegs auf dem Laufenden. Als der Winter schon im November hereinbrach, warfen mir die Kinder sogar mit einem Schneeball ein Loch in die Karosserie. Danach musste ich den VW an Pfarrer Jauer in die Altmark abgeben, der ihn noch eine Weile fuhr und dann für 600 Mark verkaufte. Denn ich konnte mir am 6. Dezember 1962 aus Berlin einen Trabant „de Luxe“ abholen, der durch kirchliche Vermittlung über die Ost-West Handelsgesellschaft „Genex“ besorgt worden war. Das Luxuriöse bestand darin, dass er zweifarbig, unten lindgrün, oben hellgelb lackiert war. Das Fatale war: Er besaß nur eine 6-Volt Batterie, die gerade in diesem sehr kalten Winter oft versagte. Nach den Gottesdiensten bat ich die Leute, noch ein wenig zu

warten, bis der Trabbi anspringen würde. Wenn nicht, fanden sich immer einige zum Anschieben. Am 4. Advent war ich am späten Nachmittag noch auf einem Dorf als Beichtvater. Drei ältere Frauen kamen und waren schnell wieder verschwunden. Der Trabbi sprang nicht an. Was tun? Zum Glück war er so leicht, dass ich ihn auf eine kleine Erhöhung der Dorfstraße rollen konnte. Dann hieß es: kräftig anschieben, hineinspringen, Zündung an und zweiten Gang einlegen: – Der Motor sprang an. So manches Mal bin ich mit diesem Trick weiter- gekommen.



Bild 6: Mit Ministranten in Gommern

Damals gab es auf den Dörfern noch verhältnismäßig viele Kinder. Ich konnte in mehreren Stufen Religionsunterricht geben. Anfangs standen uns noch die Räume der Dorfschulen zur Verfügung. Nach wenigen Monaten wurde aber die alte Dorfschule in Leitzkau, dem größten Ort unserer den Dörfern, geschlossen und der Unterricht in das renovierte Schloss verlegt, das früher der Familie von Münchhausen gehört hatte. Wegen des kostbaren hölzernen Fußbodens mussten alle Schüler mit Filzpanntoffeln die Räume betreten. Es gab immer ein lustiges Rutschen über das Parkett. Dem Direktor gefiel es nicht, dass auch wir immer noch in der Schule waren. So wurde kurzerhand am Nachmittag schulischer Unterricht gehalten und die Räume standen uns nicht mehr zur Verfügung. Ich ging zum Bürgermeister, schilderte ihm die Situation und fragte, wo er seine Ratssitzungen halte. Er ginge immer in ein Hinterzimmer der Dorfgaststätte, gab er zur Antwort. Ich ging zum Gaststättenwirt und fragte an, ob ich auch das Hinterzimmer für den Religionsunterricht benutzen könnte. Er stimmte zu. Die wenigen Wochen bis zum Schuljahresende hielten wir in diesem rauchigen Zimmer aus. Ich wollte demonstrieren, dass wir uns nicht einfach so wegdrängen lassen. Im neuen

Schuljahr stellte uns der Superintendent Andrae einen Raum im evangelischen Pfarrhaus zur Verfügung.

Im Laufe der Jahre nahm die Zahl der Schulkinder ab. Deswegen konzentrierte ich den Unterricht auf einige wenige Orte und nahm die Kinder der Nachbardörfer im Auto mit dorthin. Im Trabbi mussten sie etwas zusammenrücken. Einmal bin ich damit vom Abschnittsbevollmächtigten aus Königsborn gestellt worden. In meiner Stasi-Akte heißt es dazu: „Durch den ABV wurde Vikar Zülicke mit 10,-M Ordnungsgeld belegt. Z. hat mit seinem Trabant 8 Kinder transportiert. Die Kinder waren von 7 bis 12 Jahren. Bei der Feststellung dieser Tatsache versuchte der Z. den ABV erst zu beschwichtigen, es wären doch Kinder und er solle doch einmal im Interesse der Allgemeinheit ein Auge zudrücken. Als der Genosse davon keine Notiz nahm, wurde er verstockt, zahlte und fuhr ohne Kinder weiter. Die Kinder wurden an dem Tag nicht mehr zum Gottesdienst geholt.“ Der Rekord auf einer solchen Fahrt in einem Trabbi-Kombi war einmal elf Kinder. In einem Trabbi-Kombi, den ich neu bekam, brach ständig die Halterung des Rücksitzes ab. Ich legte den Rücksitz in den Kombi-Kofferraum. Darauf konnten dann vier Kinder der ersten Klasse sitzen. An der Stelle des Rücksitzes hatte ich Matratzen für fünf Kinder. Vorn neben mir saßen noch zwei.

Auch zu den Gottesdiensten auf den Dörfern lud ich z.B. im ersten Dorf eine schwächliche Oma, Tochter mit Kind auf dem Schoß ein. Im zweiten Dorf stieg dann noch der Lektor zu, der auch auf dem Rücksitz landete. Vorn nahm im dritten Dorf eine Oma mit Pelzmantel den ganzen Platz ein. Im vierten Dorf war dadurch dann die Gottesdienstgemeinde etwas größer.

Der Anfang mit der Jugend in Gommern fiel mir schwer. Dazu kam, dass mein Vorgänger in seiner eigenen Art nach sechs Jahren eine Gruppe geformt hatte, die am Ende als Höhepunkt von einem gemeinsamen Zeltlager schwärmte. Nun kam ich – ein anderer Typ. Das erste Jahr mit dieser Gruppe war mühsam. Ich musste ihnen deutlich machen, dass ich nicht Vikar Knoche war und mir selbst, dass ich nicht der Dummheit erliege, meinen Vorgänger zu kopieren, sondern meine Art echt lebe. Das haben die Jugendlichen offensichtlich gespürt und sich mehr und mehr auf mich eingelassen. Kinder haben mich z.B. getestet, ob ich, wie mein Vorgänger, die Kinder auf dem Rücksitz des Autos bei hoher Geschwindigkeit kitzeln kann. Auf solche und ähnliche Tests konnte ich mich nicht einlassen. Die Jugendarbeit wurde von der Stasi beobachtet. Unter anderem wurde nach einem Jahr festgesellt: „Er leistet in Gommern eine sehr moderne Art der Jugendarbeit (Beat-Musik, Würstchen-Essen usw.)“.

Mit großer Dankbarkeit denke ich an die materielle Unterstützung zurück, die ich in diesen Jahren erfahren habe. Mein Monatsgehalt betrug 350 Mark. Aber durch den ständigen Kontakt mit den Menschen auf den Dörfern bekam ich regelmäßig Eier, Wurst oder Gemüse. Eine Frau besorgte mir an

jedem Donnerstag, wenn ich zum Unterricht in Leitzkau war, einen Braten für den Sonntag. Zur Zeit der Schlachtfeste bekam ich immer reichlich ab.

Von meinem Vorgänger hatte ich auch die Haussegnung im Januar übernommen. Mit einigen Kindern des Dorfes zogen wir zu jedem Katholiken, der in der Kartei gemeldet war. Auf diese Weise gab es bei manchen wenigstens einmal im Jahr einen Kontakt. Mit dem Geld, das dabei gesammelt wurde, konnte ich ein halbes Jahr lang die Benzinkosten bestreiten.

Neun Jahre war ich Vikar in Gommern. In dieser Zeit konnte eine kontinuierliche Pastoral mit den Kindern und Jugendlichen aufgebaut werden. Alle, die diese Zeit miterlebt haben, denken gerne daran zurück. Einige sind heute Träger des Gemeindelebens.

Schon als Jugendlicher hatte ich einen guten Kontakt zu Günter Särchen gewonnen, der in den 50er Jahren die kirchliche Jugendarbeit im Magdeburger Gebiet förderte und auch zum Teil leitete. Später



Bild 7: Begegnung mit Kardinal Wyschynski 1975

engagierte er sich sehr stark für eine deutsch-polnische Verständigung, vor allem nach dem Briefwechsel der deutschen und polnischen Bischöfe. Ihm bat ich, mir zu helfen, Polen kennen zu lernen, stammte doch meine Großmutter aus dem früheren Ermland. Er gab mir einige Adressen und ich machte mich im Sommer 1967 mit einem Rucksack, so wie früher beim Trampen, auf den Weg. Nur hatte ich jetzt eine Bahnfahrkarte, mit der ich eine Rundreise starten konnte. Über Poznan, Gniezno und Torun kam ich zu einem deutschen Pfarrer in Gietrzwald. Von dort aus gab es viele Begegnungen mit Pfarrern und Gemeinden. Ich war sehr betroffen, als ich erfuhr, wie viele polnische Priester von persönlichen Bedrückungen und Leiden in der Nazizeit sprechen konnten. Doch sind sie mir offen und oft freundschaftlich begegnet. Nur in der Domkirche von Danzig/Oliva musste ich das einzige Mal

in meinem Leben dem Pfarrer meinen Priesterausweis zeigen. Er war immer noch geprägt von den schlimmen Erfahrungen im KZ. Dann durfte ich aber die hl. Messe an einem privilegierten Altar feiern. Auch bei späteren Reisen nach Polen habe ich gespürt, wie durch freundschaftliche Begegnungen die

leidvolle Vergangenheit aufgearbeitet werden konnte. Besonders beeindruckt hat mich die persönliche Begegnung mit dem Primas Kardinal Wyszynski. So ist eine Beziehung zu Polen, speziell zur polnischen Kirche gewachsen, die später noch durch die Verbindung von Gniezno und Magdeburg durch den heiligen Adalbert weitergeführt wurde

Im folgenden Jahr 1968 verbrachte ich dann zwei Wochen in Prag. Die offene freie Atmosphäre des „Prager Frühlings“ begeisterte mich. So etwas hatte ich in der Öffentlichkeit in der DDR nie erlebt. Am Tag nach meiner Abreise walzten dann die sowjetischen Panzer alles nieder. Damit wurde in dieser Zeit ein Stück Hoffnung auf Menschlichkeit begraben.

Aber nun zurück nach Gommern. Im Seminar hat uns ein kluger Mensch geraten: Beten sie nicht um einen guten Pfarrer, sondern um einen Pfarrer, der **für sie** gut ist. In diesem Punkt habe ich Glück gehabt. Pfarrer Josef Wachtel, geboren 1909, geweiht 1040, war noch geprägt von der Zeit vor dem Konzil, hatte sich aber Offenheit für all das Neue bewahrt, das in der Kirche nun aufbrach. Denn wenige Wochen nach meinem Anfang in Gommern wurde das Zweite Vatikanische Konzil eröffnet. Damit begann eine spannende Zeit, in der viele Hoffnungen auf eine lebendige Kirche geweckt wurden. Bei dem Treffen der Vikare wurde immer besonders über die rückständigen Pfarrer geklagt und geschimpft. Ich konnte mich dem nicht anschließen. Pfarrer Wachtel hat mir viel Freiheit gelassen und mich nicht kleinlich dirigiert. Am Anfang hat er allerdings gemeint, ich könne die Arbeit so machen, wie Vikar Knoche: drei Gottesdienste am Sonntagvormittag. Als ich auch noch die Andacht um 15.00 Uhr übernehmen sollte, habe ich ihn darauf aufmerksam gemacht, mit meinen Kräften nicht „Raubbau“ zu treiben. Das hat er verstanden und mich entsprechend eingesetzt. Das Verhältnis zwischen uns ist ein echt freundschaftliches geworden. Da der Pfarrer ein Fernsehgerät besaß, haben wir so manche Abendsendungen mit den Haushälterinnen gemeinsam geschaut. Auch die persönlichen Feste wurden gemeinsam gefeiert.

1969 ließen die Kräfte von Pfarrer Wachtel merklich nach. In den Gottesdiensten musste er sich manchmal ein wenig ausruhen, um weiter zu zelebrieren. So trug er sich mit dem Gedanken, in den Ruhestand zu gehen und in die Westfälische Heimat überzusiedeln. Der neue Bischof in Magdeburg, Johannes Braun, lehnte solche Überlegungen strikt ab. Er hatte wohl die Sorge, dass nach all den Querelen, die mit seiner Ernennung zu tun hatten, Priester aus dem Bischöflichen Amt Magdeburg nach Paderborn zurückkehren würden. So war er auch nicht bereit, Pfarrer Wachtel in den Ruhestand zu entlassen. Der Pfarrer hatte aber die staatliche Genehmigung zur Übersiedlung erhalten. Er hatte sich auch einen eigenen Kelch anfertigen lassen, der von Bischof Braun konsekriert werden sollte. So bat mich Pfarrer Wachtel, zum Bischof zu fahren und den Kelch weihen zu lassen. Bei dieser Gelegenheit

versuchte ich Bischof Braun zu überzeugen, dass ein Pfarrer, der seinen Dienst nicht mehr tun könne, in den Ruhestand entlassen werden sollte. Der Bischof tat das als Vortäuschung falscher Tatsachen ab und war nicht bereit, den Pfarrer ziehen zu lassen. Als Pfarrer Wachtel im Sommer 1970 ausgereist war, hat ihn der Bischof als „Fahnenflüchtigen“ gebrandmarkt.

Für mich zeichnete sich nun ein neuer Anfang ab. Zunächst wurde ich zum Pfarradministrator ernannt. Für ein knappes halbes Jahr musste ich in der Gemeinde mit allem allein zurechtkommen. Ich war erstaunt und erfreut, wie viele Gemeindemitglieder zur Mitarbeit in den verschiedenen Bereichen bereit waren. Ich habe diese Zeit in guter Erinnerung. Zwar hatte die Gemeinde mich gedrängt, mich für die Pfarrstelle in Gommern zu bewerben. Aber der Bischof hatte andere Pläne. Mir hat es auch gutgetan, später Erfahrungen an anderen Orten zu machen, die mein Leben bereicherten. Ende des Jahres 1970 wurde dann Pfarrer Bruno Reinholz für Gommern ernannt. Wieder musste ich mich auf einen neuen Mitstreiter einlassen und mich zurücknehmen. Denn der Pfarrer setzte andere Akzente. Vor allem der Einsatz der Gemeinde wurde wieder zurückgefahren.

Für mich wurde es Zeit, mich mit dem Gedanken an eine neue Stelle vertraut zu machen und dabei nicht passiv abzuwarten. Deswegen bewarb ich mich um die freigewordene Pfarrei Osterburg, die ich in der Weite der Altmark als eine positive Herausforderung ansah. Der Bischof hatte diese Pfarrei allerdings schon einem anderen Kandidaten zugesagt. So wartete ich gespannt auf Sonnabend, den 27. Juni 1970, der Tag der Priesterweihe, an dem die Versetzungen bekannt gegeben wurden. Der Bischof hielt sich bedeckt und wollte meine Frage nach der künftigen Stelle nicht beantworten. Darauf wandte ich mich an den Prälaten Jäger. Er war ein Freund von Pfarrer Wachtel. Mit ihm hatte ich auch die nachkonziliare Umgestaltung der Kirche in Gommern vorangebracht. Er antwortete mir: „Ich kann nur so viel sagen: eine schöne Gegend.“ Als ich darüber mit dem befreundeten Pfarrer Schrader sprach, meinte der: „Das kann nur Harzgerode sein. Denn der dortige Pfarrer wird versetzt.“

Am Wochenende verschaffte ich mir schon alle möglichen Informationen über Harzgerode, eine Kleinstadt mitten im Unterharz und die Umgebung. Am Montag früh kam dann mit der Post auch der Brief mit der Ernennung für die Pfarrvikarie Harzgerode.

NEUBEGINN IM HARZ

Die neue Stelle war eine echte Herausforderung. Zwanzig Jahre lang hatte der alte schlesische Pfarrer Gerhard Wagner sie innegehabt und war den Gemeindemitgliedern, fast ausschließlich Vertriebenen, ein gütiger Priester gewesen. Als er 1969 in den Ruhestand ging, übertrug der Bischof die Stelle dem Pfarrer Hermann Josef Feldmann. Der versuchte nun in einer unsensiblen Weise alles zu verändern, was auf großes Unverständnis der Leute stieß. Innerhalb weniger Monate zogen sich viele Gemeindemitglieder zurück. Schließlich schockierte sie auch die Nachricht, dass seine Haushälterin von ihm ein Kind erwartete. Der Bischof reagierte mit einer Versetzung nach Lehelitz.

In dieser Situation fuhr ich wenige Tage nach meiner Ernennung mit dem Trabbi, vollgeladen mit Gläsern von Eingemachtem, nach Harzgerode. Ich kam aber nur bis Mägdesprung, ein Ort in der Nähe. Dort versagte mal wieder der Motor. Ich hatte Glück. Ein Mann, den ich ansprach, konnte mir helfen und ein Ersatzteil einbauen. So kam ich heil bis zum Ziel. Ich fand eine schöne kleine Kirche vor mit anschließendem Gemeinderaum und einem Pfarrhaus, das aber schon lange einer Renovierung bedurft hätte – und einen Priester, der mit seinen Kräften am Ende war.

Mir wurde klar: In dieser undurchsichtigen Lage musste ganz neu angefangen werden. Zunächst ging es um die Organisation des Umzuges. Auch das war problematisch, denn auch an Möbelwagen herrschte Mangel. Aber es fand sich eine Lösung. Mein Nachfolger in Gommern, Lothar Hanke, kam aus Sangerhausen. Dort hatte der Pfarrer gute Beziehungen zu einer Umzugsfirma. Die war bereit, die Sachen Hankes nach Gommern zu bringen, dort seine Möbel aus- und meine einzuladen und nach

Harzgerode zu bringen. Das hieß: Am Umzugstag mussten alle meine Sachen erst einmal auf dem Pfarrhof in Gommern gelagert werden. Als der Möbelwagen aus Sangerhausen kam, wurden zunächst die Sachen des Vikars in das Haus gebracht und dann meine Sachen eingeladen. Inzwischen war es Nachmittag geworden. Am nächsten Morgen sollten die Sachen in Harzgerode ankommen. Mit meinem Vater und meinem Bruder fuhr ich noch am Abend nach Harzgerode, wo wir notdürftig auf Luftmatratzen übernachteten. Am nächsten Morgen kam dann der Möbelwagen und alles wurde in dem geräumigen Haus verstaut.



Bild 8: Harzgerode, Kirche St. Johannes

Zu den Leuten in der Gemeinde hatte ich noch keinen Kontakt gehabt. Es gab nur einen festen Termin: Sonntag 9.00 Uhr Gottesdienst. Um 8.30 Uhr meldete sich ein freundlicher Küster und bereitete alles vor. Ich musste mich selbst der Gemeinde vorstellen, die nicht sehr zahlreich erschienen war. Nach dem Gottesdienst verabschiedete ich die Leute an der Tür mit Handschlag. Die meisten schauten mich nur finster an. Der Sprecher des Pfarrgemeinderates murmelte einen kurzen Gruß. Nur Frau Dr. Müller, die Frau des Chefarztes der Harzgeröder Klinik begrüßte mich herzlich. Das tat mir gut. Später sagte mir der Arzt: Wenn dieser Zustand noch länger angedauert hätte, brauchte der Bischof keinen Priester mehr schicken. Die Gemeinde wäre auseinandergelaufen.

Das war die Situation am Anfang. Ich war mir bewusst, dass jetzt mit viel Gottvertrauen und kräftigem Schwung die Gemeinde wieder gesammelt werden musste. Das Gemeindegebiet umfasste weithin den östlichen Teil des Harzes. Die Fläche entsprach etwa der des Erzbistums Bologna. Elf Dörfer lagen in den Tälern verstreut. Ich machte mich auf, um mir einen Überblick zu verschaffen. Zunächst suchte ich in den Orten den evangelischen Pfarrer auf, erkundigte mich, wie es mit den Gottesdiensten gehalten wurde, und wer von den Katholiken dafür verantwortlich war. In Harzgerode kamen dann mehr und mehr Gemeinemitglieder zum Vorschein, die bereit waren mitzuarbeiten. Die Stadt wurde in mehrere Bereiche aufgeteilt. Dabei entstanden dann auch für mich viele Kontakte. Wie einst in Gommern habe ich mir Zeit genommen, im Januar in Verbindung mit dem Hausseggen alle, die in der Kartei zu finden waren zu besuchen. Dabei habe ich besonders auf den Dörfern viel Unterstützung von den Helfern erfahren, die ja vor Ort einen guten Kontakt zu den Leuten hatten. In einem Dorf, das ganz am Rande der Pfarrvikarie lag, gab es nur drei Katholiken, die sich freuten, wenn ich wenigstens einmal im Jahr vorbeikam, denen ich aber auch empfahl, über ihren evangelischen Partner den Kontakt zur evangelischen Gemeinde zu halten. Zusammenkünfte spielten eine besondere Rolle. Neben den Kinder- und Jugendkreisen gab es einen Familienkreis, ein Frauenkreis und eine Seniorenrunde. Der wichtigste war aber der Kreis mit den verschiedenen Verantwortlichen, mit dem ich alle Aktivitäten in der Gemeinde abstimme. Eine der Verantwortlichen war Anni Hankel in Dankerode. Diese Frau hielt mit gutem pastoralem Gespür Verbindung zu allen Katholiken. Sie war es auch, die für ihren Ort die Beauftragung als Kommunionhelferin erhielt. Bei der vorbereitenden Tagung in Magdeburg war sie 1975 die einzige Frau in dieser Runde. Sie und die anderen Verantwortlichen in den Dörfern und den Stadtbezirken haben es mir leicht gemacht, als Seelsorger zu wirken.

Die Schar der katholischen Kinder war übersichtlich. Ich musste viel fahren, um sie aus den verschiedenen Dörfern zusammen zu holen. Ich habe ausgerechnet, dass ich montags immer 120 km gefahren

bin, um Schüler der Unter- und Oberstufe zu holen und wieder zurück zu bringen. Am Abend schloss sich noch eine Fahrt nach Ballenstedt an, wo sich die Jugendgruppe traf.

Nach einem Jahr konnte ich feststellen, dass die anfängliche Starre überwunden war. Eine große Bereitschaft wurde sichtbar, die Gemeindegarbeit mit zu tragen und mit zu gestalten. Da vor 25 Jahren die Seelsorgestelle Harzgerode errichtet worden war, bot sich ein Anlass, mit der ganzen Gemeinde ein Fest zu feiern. In einem Festgottesdienst und dem anschließenden Zusammensein in einem Kaffee der Stadt mit Gästen fand sich eine frohe Gemeinde zusammen. Man spürte die Ermutigung, den gemeinsamen Weg weiterzugehen.

Die finanzielle Situation der Gemeinde war desolat gewesen. Ich fand auf dem Konto nur eine geringe Summe vor und in der Barkasse 4,50 Mark. Es war nicht mehr nachvollziehbar, wo das Geld geblieben war. So riet mir der Finanzchef in Magdeburg Prälat Solbach, einen Schlussstrich zu ziehen und ganz neu anzufangen. Dank der Spendenfreudigkeit der Gemeinde hatten wir bald wieder eine solide finanzielle Grundlage.

Harzgerode war ein Erholungsort mitten im Harz. Das machte sich auch im Pfarrhaus bemerkbar. Häufig besuchten mich die Verwandten. Aber auch viele Freunde und Bekannte kamen. Meine Tante war damals noch so rüstig, dass sie die Betreuung im Hause gerne übernahm. Mehr und mehr kamen auch Kinder- und Jugendgruppen aus den Pfarreien, um eine Woche im Gemeinderaum und dem darüber liegenden Boden zu verbringen. Zu den Ferienzeiten selbst im Winter waren wir fast immer ausgebucht. Allerdings machte sich bemerkbar, dass es in Harzgerode eher Winter wurde als im Flachland. Im ersten Jahr konnten wir am 6. Oktober die letzten Pflaumen ernten, am 7. fiel der erste Schnee. Die Öfen waren in einem desolaten Zustand. Mit Hilfe vieler gutwilliger Menschen konnte im nächsten Sommer eine Zentralheizung im Pfarrhaus installiert werden. Eine lebendige Gemeinde genügt sich nicht selbst, sondern schaut immer wieder über ihre Grenzen hinaus. So gab es den selbstverständlichen Kontakt zu den Nachbargemeinden in Hasselfelde, Ballenstedt und Gernrode. Einer kleinen Gemeinde tat es aber auch gut, Weltkirche zu erleben. Eine Frau aus der Gemeinde hatte als Patenkind einen jungen Mann aus Rom. Bei seinem Besuch empfanden wir ihn wie einen Abgesandten des Papstes. Auch Priester aus Polen und Ungarn, die ich kennen gelernt hatte, kamen gerne nach Harzgerode, um ein wenig Urlaub zu machen.

Einmal bekam ich auch eine Anfrage aus Frankreich. Französische Studenten, die einige Jahre zuvor in Halle studiert und dabei die Osterferien im Harz verbracht hatten, begegneten damals auch dem Harzgeröder Geistlichen. In ihre Heimat zurückgekehrt, berichteten sie von uns ihrem Pfarrer, der schon lange Kontakte zu westdeutschen Jugendlichen hatte. Er wollte nun auch die Kirche in Ostdeutschland

kennen lernen. Ich lud ihn ein. Er kam mit der Bahn und hatte ein Fahrkarte Paris – Wippra, der nächstgelegenen Station der Reichsbahn. Es waren drei interessante Wochen. Es zeigte sich, dass es so manche Ähnlichkeiten zwischen seinen Gemeinden in Burgund und uns gab. Er lernte ein wenig die Situation unseres Landes und der Kirche kennen. Als er sich am Ende des Besuchs bei der Polizei abmeldete, fragte er den Beamten, ob ich nicht auch ihn besuchen könne. Der antwortete: „Ja, wenn er 65 wird.“ Dank der Wende konnte ich aber schon mit 52 Jahren reisen. Dieser Kontakt nach Frankreich ist dann durch viele Jahre weiter gepflegt worden.



Bild 9: Harzgerode im Winter

Unser Grundstück lag am Rand des Ortes. 1973 beschloss die Stadt, den vorbeiführenden Weg als Straße auszubauen und die anliegenden Grundstücke für die Bebauung von Einzelhäusern vorzusehen. Auf dem Grundstück uns gegenüber wurde besonders eifrig gebaut. Wie ich bald erfuhr, war der Bauherr ein Sicherheitsbeamter im Sprengstoffwerk in Silberhütte – vermutlich ein eifriger Genosse der Partei, zu dem die Nachbarn Abstand hielten. Ich hatte Sorge, dass wir bespitzelt und vor allem die Ferienaktionen unterbunden würden. Ich begann, ein gutes Verhältnis zu dem Nachbarn aufzubauen mit kleinen Hilfen, wenn ihm etwas auf dem Bau fehlte. Zum Einzug gratulierte ich mit einem Blumengebilde. Dabei kam es zu einem interessanten Gespräch. Ich war erstaunt über die Offenheit, die dieser Mensch zeigte. Seitdem wuchsen eine Freundschaft und Nachbarschaft, die beiden Seiten guttaten.

Eine Situation möchte ich besonders erwähnen: Eine Tante von mir, eine Ordensschwester, bei der ich häufig im Eichsfeld im Urlaub war, starb plötzlich. Meine Eltern reisten nach Harzgerode und hofften, mit mir zur Beerdigung zu fahren. Mein Auto war aber mal wieder in der Werkstatt. So bat ich den Nachbarn, uns zum Bahnhof nach Nordhausen zu fahren. Er drückte mir seine Autoschlüssel in die Hand und ermöglichte uns so, zwei Tage unterwegs zu sein. Ein Genosse hatte das mitbekommen und ihn angefragt: „Dem Pastor hast du dein Auto gegeben?“ Es antwortete: „Hast du noch nie etwas von Nächstenliebe gehört?“

Als ich nach Harzgerode versetzt wurde, bekam ich im Hinblick auf die schwierigen Fahrten in den Bergen einen „Wartburg“. Allerdings war das ein sehr störanfälliges Exemplar. Die nächste Werkstatt befand sich etwas 20 km entfernt in Quedlinburg. Nicht immer habe ich die Fahrt nach dort mit eigener Kraft geschafft. Einmal musste ich abgeschleppt werden. Auf den Strecken bergab in das Selketal und später aus dem Harz nach Gernrode ließen mich die Monteure einfach allein rollen – ein Risiko - aber ich kam gut untern an.

Einige Zeit später machte mich die Autowerkstatt darauf aufmerksam, dass der Motor wohl nicht mehr lange mitmachen würde. Es gäbe aber keinen Ersatz. Dann passierte es: Ich war an einem Sonnabendmittag zu einer Trauung nach Ulzigerode unterwegs, einem Dorf in Richtung Aschersleben. Plötzlich setzte der Motor mitten im Wald aus und sprang nicht mehr an. Zum Glück lag die Gaststätte „Gartenhaus“ in etwa 400 m Entfernung. Von dort versuchte ich in Ulzigerode anzurufen. Aber sowohl im Gemeindeamt als auch in der Landwirtschaftlichen Genossenschaft nahm niemand ab. Ich wählte eine private Nummer und hatte den Bürgermeister am Apparat. Er versprach Hilfe. Der Bruder des Bräutigams holte mich einige Zeit später aus dem Wald. So konnte die Trauung mit einer knappen Stunde Verspätung noch stattfinden. Danach kam eine Frau in die Kirche und bot an, dass ihr Mann mir helfen

würde. Nach dem Hochzeitsessen holte dieser gute Mensch mein Auto aus dem Walde, fuhr mich nach Harzgerode zurück und brachte mir am folgenden Dienstag das Auto mit einem neuen Motor. In den kommenden fünfzehn Jahren bin ich diesem Monteur aus einer Werkstatt in Aschersleben treu geblieben, weil ich wusste, dass mein Auto in guten Händen war.

Eines der größten Dörfer war Straßberg. In der Nähe, am Birnbaumteich, war ich schon 1960 unter Vikar Schenke mit Kindern und Jugendlichen aus Sudenburg im Zeltlager gewesen. Damals besuchten wir an einem Sonnabendnachmittag das dortige Dorffest, das von dem Kulturfunktionär wortreich eröffnet wurde. Am nächsten Tag hatten wir in Straßberg auch die Feier der hl Messe geplant. Als wir zur Kirche kamen, stand dieser Mann am Eingang. Ich bekam einen Schreck. Denn ich vermutete, dass, wie damals üblich, ein Spitzel unser Lager verbieten wollte. Dann aber stellte sich heraus, dass es die Person war, die im Dorf auch für alle Angelegenheiten der Kirchengemeinde zuständig war. Das wurde mir elf Jahre später wieder bewusst. Dieser alleinstehende Mann, Günter Migale, war ein Original und wurde mir ein lieber Mitarbeiter, der auch zu den ersten gehörte, die in der Gemeinde Wort-Gottes-Feiern übernahmen. Für die Gottesdienste auf den Dörfern hatte ich immer eine Tafel bei mir, auf der die Lieder mit Kreide geschrieben wurden. In Straßberg machte das Herr Migale selbst. Zwischen den Nummern fand sich gelegentlich auch ein „K“. Ich fragte verwundert, was das bedeute. Er antwortete mir: „Das Lied singen wir aus dem Kopf.“ Er war, wie ich später erfuhr, im ganzen Ort hoch angesehen, weil er mit jedem in einer guten Weise zurechtkam.

In Straßberg gab es auch ein Bergwerk, in dem Spat abgebaut wurde. Zeitweilig wurden dort polnische Arbeiter beschäftigt, die auch zum Gottesdienst kamen. Ich habe sie am Beginn polnisch begrüßt. Dazu bemerkte später der Leiter der Gruppe: Es war schon ganz gut, aber man merkte den Magdeburger Akzent. Als ich einmal an einem Sonntag um 14 Uhr zum Gottesdienst kam, machte man mich darauf aufmerksam, dass die Polen am Vormittag gearbeitet hatten und nun wohl nicht kommen würden. Ich fuhr in ihre Unterkunft und verteilte polnische Kirchenzeitungen, die ich besorgt hatte. Inzwischen sammelten sie eine Kollekte ein – eine etwas merkwürdige Art von Gottesdienst. Aber der Kontakt blieb.

Straßberg war der einzige Ort, der nicht zum Bischöflichen Amt Magdeburg gehörte, sondern zu Erfurt. Die nötigen Vollmachten erhielt ich von Bischof Hugo Aufderbeck durch die formale Ernennung zum Vikar von Nordhausen. Ich habe ganz bewusst die Beziehungen zu den Mitbrüdern des Dekanates Nordhausen gepflegt, denn von dort bezog ich manchmal mehr pastorale Impulse als von Magdeburg. Bistumsgrenzen waren nicht trennend. Zeitweilig habe ich auch den Religionsunterricht in den Dörfern

im Südharz gehalten, die eigentlich zu Sangerhausen gehörten. Die wenigen Kinder hatten kaum Kontakt zur Kirche, was sich auch im Religionsunterricht zeigte. So stellte ich einmal die Frage, wozu der Tabernakel gebraucht würde. Nach langem Überlegen kam die Antwort: Ich glaube, da wird die Asche vom Weihrauch aufbewahrt. Eine andere Frage war: Warum wurden die Israeliten nach der Babylonischen Gefangenschaft „Juden“ genannt? Die Antwort kam: „Weil sie es wieder jut machen wollten“. In den siebziger Jahren stand die Renovierung der Kirche in Harzgerode nach den Richtlinien des Konzils an. Der Künstler und Architekt Leweke lieferte dazu die Entwürfe. Es gelang mir, als eine kleine Kostbarkeit einige mittelalterliche Heiligenfiguren zu erwerben. Dazu gibt es eine Vorgeschichte.

Bei der Vorbereitung der oben erwähnten Hochzeit in Ulzigerode schaute ich mir einige Wochen vorher die dortige Kirche an und entdeckte die Reste eines mittelalterlichen Flügelaltars.

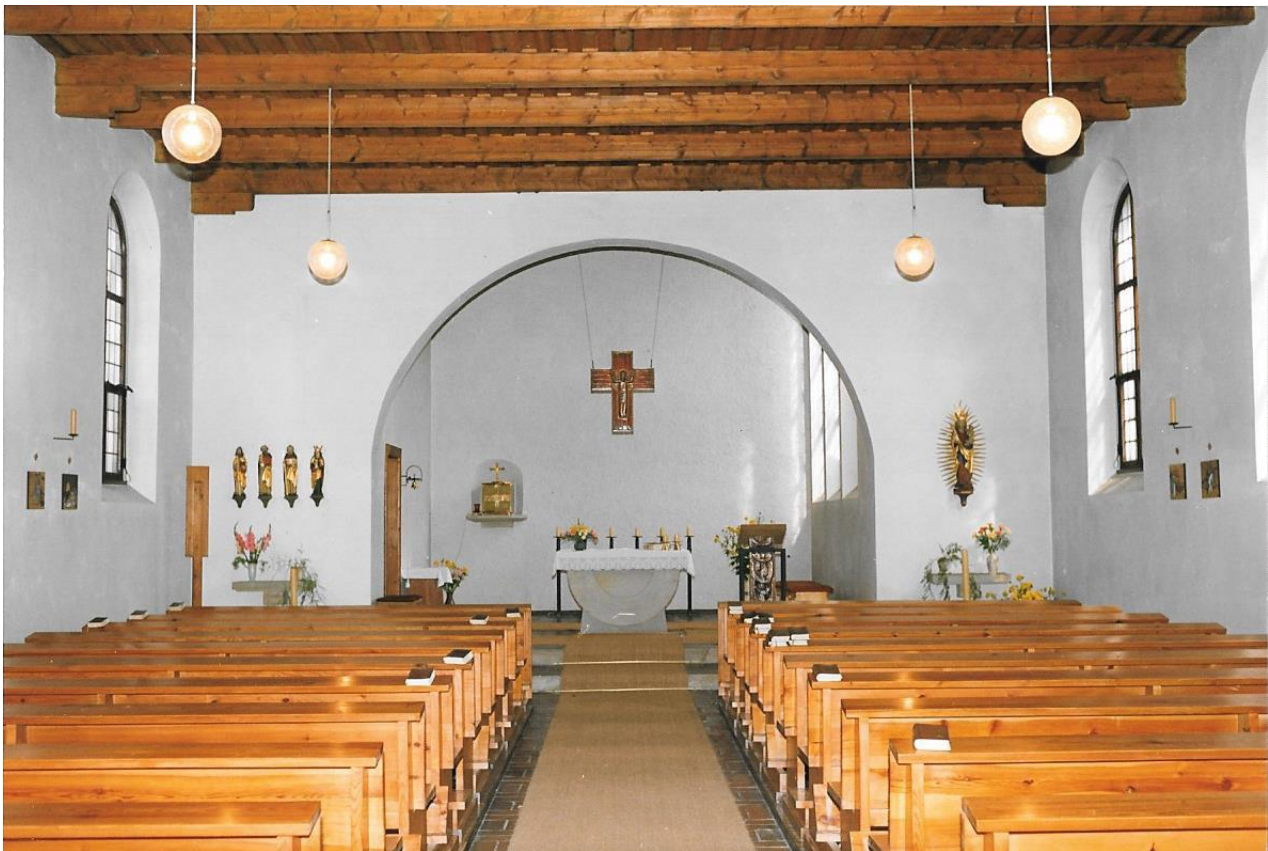


Bild 10: Inneres der Kirche nach der Renovierung

Die beiden äußeren Flügel stellten Maria Verkündigung dar und waren zur Gemeinde hin aufgestellt. Dahinter fand ich die Reste eines umfangreichen Figurenprogramms des ehemaligen Retabels vor. Die Figuren waren sehr beschädigt. Auch Wind und Wetter hatten durch zerstörte Scheiben dazu beigetragen. Mir kam der Gedanke: Ehe die Figuren hier verkommen, sollte ich sie retten. Es handelte sich um eine etwas größere Marienfigur in der Mitte, daneben noch zwei Frauen- und drei Apostelfiguren. Ich fragte den etwas arglosen evangelischen Mitbruder, wie er dazu stehen würde. Er wollte sie mir für ein kleines Entgelt überlassen. Kurz darauf teilte er mir aber mit, dass das Konsistorium in Magdeburg doch einen höheren Preis veranschlagt habe. Auch damit war ich einverstanden. Dann aber kam er und bettelte, doch eine Figur für einen Mann aus dem Kirchenrat abzulassen, weil dieser ihn unter Druck gesetzt habe und ihn im Ort unmöglich machen würde. Um das Ganze zu retten, sagte ich auch hier zu. So bekamen wir die Marienfigur und die vier Heiligenfiguren für 9000 Mark. Die Figur der hl. Odilia, die am besten erhalten war, hatte sich der Kirchenrat in seine Wohnstube gestellt. Nun ging es an die Renovierung, die der Restaurator Michael Schneider aus Magdeburg vornahm. Danach erhielten die Figuren einen würdigen Platz in der Harzgeröder Kirche. Inzwischen waren auch Veränderungen im Altarraum vorgenommen worden. Der Tabernakel hatte einen würdigen Platz gefunden. Für den Altar, den Ambo und ein Kreuz gab es Modelle, über die diskutiert werden konnte. Ich plante, in einem Jahr zu einem guten Abschluss der Arbeiten zu kommen.

In dieser Zeit, am 8. März 1977 erreichte mich ein Brief des Weihbischofs Theodor Hubrich, der zugleich Generalvikar war. Er begann mit den Worten: „Ich weiß nicht, ob Sie sich in der letzten Zeit schon einmal Gedanken gemacht haben, wie es wäre, wenn sie eine neue Stelle antreten sollten.“ Dieser Brief platzte wie eine Bombe in mein Leben. Hatte ich doch geplant, alle Renovierungsarbeiten in Harzgerode zu einem guten Abschluss zu bringen und mich erst dann nach einer anderen Stelle umzusehen. Bei einem Gespräch mit dem Weihbischof wurde mir mitgeteilt, dass es sich um ein schwieriges Objekt in Zwochau, einem Dorf in der Nähe von Delitzsch handelte. Ich sah es als eine neue Herausforderung an, der ich mich nicht verweigern wollte. Es fiel mir aber schwer, mich von Harzgerode zu lösen. In die seelsorgliche Arbeit hier hatte ich viel Kraft und Herz investiert und erlebt, wie einiges gewachsen war. Ich war aber auch überzeugt, dass es dort nun gut weiter gehen könnte. Einige maßgebliche Leute haben mich darin bestätigt. So verabschiedete ich mich am 28. August 1977 mit einem Gemeindefest und zog wenige Tage später nach Zwochau. Diesmal bekam ich einen Möbelwagen. Aber nachdem am Vormittag alles eingeladen war, teilten mir die Packer mit, dass sie erst am nächsten Tag in Zwochau sein würden. Mit Hilfe eines 100 Mark Scheins ging es dann doch schneller. Am gleichen Tag um 16.00 Uhr war alles im Hause in Zwochau verstaut. In Harzgerode setzte Pfarrer Hubert Pietrzok den Dienst fort.

ZWOCHAU – EIN ANFANG MIT VIELEN HINDERNISSEN

In dem oben genannten Gespräch mit dem Weihbischof erfuhr ich, dass neben der Kirche und dem Pfarrhaus in Zwochau der illegale Bau eines Hauses begonnen hatte, der nun zu Ende geführt werden müsse. Es solle ein Bildungshaus werden. Von diesen Plänen dürfe allerdings noch nichts an die Öffentlichkeit dringen.

Ich fuhr nach Zwochau und sah mir an, was dort am Entstehen war. Bis zum Mai 1977 hatte dort Dr. Schimke, ein Priester der Apostolischen Administratur Görlitz, ohne Wissen des Bischofs und der Kreisbehörden begonnen, ein Gebäude zu errichten, das, wie ich später erfuhr, so etwas wie ein „ökumenisches Kloster“ werden sollte. Alles wurde ganz geheim praktiziert. Zunächst war über der Garage des früheren Pfarrers ein „Mehrzweckraum“ beim örtlichen Rat der Gemeinde, der für solche „kleinen Projekte“ zuständig war, beantragt und genehmigt worden. Dieser „Mehrzweckraum“ sollte nach den Plänen von Dr. Schimke etwa die achtfache Fläche der Garage erhalten und sich über vier Geschosse erheben. Ein Heizungskeller wurde ebenfalls auf diesem Wege genehmigt und gebaut – allerdings zwanzig Meter entfernt und die „Baulücke“ mit einem dreistöckigen Zimmertrakt geschlossen. Als der Bau beim ersten Obergeschoss angelangt war, wurde der Rat des Kreises Delitzsch darauf aufmerksam und sperrte den Bau. Auch Bischof Braun war nichts ahnend bei einer Besichtigung der Baustelle sehr erstaunt über das, was ohne sein Wissen entstanden war. Es gelang ihm, von den staatlichen Stellen die Genehmigung zum Weiterbau zu erhalten. Er bestellte den Pfarrvikar Ulrich Berger aus Löbnitz zur Übernahme der Bauleitung. Dabei arbeitete dieser weiter mit den bisherigen Baufirmen zusammen. Dr. Schimke bekam staatlicher- und kirchlicherseits Ortsverbot. Das alles geschah noch unter einer gewissen Geheimhaltung, die im Sommer 1977 aufgeben wurde. Damals sagte mir Bischof Braun, ich bräuchte mich nur noch um die Inneneinrichtung und die Gestaltung des Geländes kümmern. Ich fand allerdings nur einen Rohbau mit Dach vor. Niemand wusste so richtig Bescheid, wie es weiter gehen sollte. Aber es ging weiter. Die Beauftragung für Zwochau war eine der größten Herausforderungen, denen ich begegnet bin und ein echtes Abenteuer. In dem halben Jahr vor meinem Umzug war die Situation noch sehr unklar gewesen und niemand konnte sichere Angaben machen.

Als ich dort Ende August 1977 eingezogen war, musste ich mir mühsam die gerade aktuellen Informationen beschaffen und dann entscheiden. Ich empfand vieles als chaotisch. Aber schließlich ordnete sich eines nach dem anderen ein. Ich stellte zunächst fest, dass die verschiedenen Gewerke wie bisher nach Feierabend und am Sonnabendvormittag auf dem Grundstück tätig wurden. Auch etliche

Zwochauer unter der Leitung von Herrn Hädicke, einem Nachbarn, packten mit an, um sich noch ein wenig Geld dazu zu verdienen. Sie wurden am Wochenende immer in bar ausgezahlt. Das Geld bekam ich von Weihbischof Hubrich. Er hatte in seiner Wohnung so einiges vorrätig. Ich erinnere mich, dass ich einmal 60.000 Mark in Zwanzig-Mark-Scheinen in meiner Aktentasche mit nach Zwochau nahm.

Die Malerarbeiten hatten Arbeiter aus Halle übernommen. Sechs Wochen lang musste ich sie nach ihrem Feierabend um 17.15 Uhr von Halle abholen. In Zwochau hielten sie erst einmal eine kleine Essenspause. Um 21.00 Uhr wollten sie wieder nach Halle gefahren werden. Das war nicht sehr effektiv, aber es gab keine andere Möglichkeit.

Als die Tischler anrückten, um die noch von Dr. Schimke bestellten Schrank-Bettwände einzubauen, stellte sich heraus, dass keines der angegebenen Maße in den Zimmern stimmte. So musste in mühseliger Kleinarbeit in jedem Zimmer alles besonders montiert werden.



Bild 11: *Bildungshaus Zwochau im Bau*

Im Herbst fiel mir auf, dass ein großes Loch - ein Fenster, das über alle Etagen reichte, geschlossen werden müsste. Niemand wusste Bescheid. Ich wurde an den Schmiedemeister Spät im Ort verwiesen. Der hatte zwar Zeichnungen des Architekten Becker zum Eisengerüst für das Fenster, wusste damit aber nichts anzufangen. Ich musste den Architekten aus Kemberg, der sich als besonders langsam erwies, bitten, hier tätig zu werden. Er hatte das Fenster selbst entworfen und wollte es auch anfertigen. Nachdem der Schmied informiert worden war und er die eisernen Verstrebungen angefertigt hatte, versprach

mir Herr Becker, im Januar 1978 mit der Herstellung der einzelnen Elemente zu beginnen. Wir hatten Glück. In diesen Wochen herrschte eine milde Witterung. Ich drängte auf den Abschluss der Arbeiten, die Herr Becker verzögern wollte. Auf meine Verantwortung hin setzte er schließlich schon am 30. Januar das letzte Element ein. Am nächsten Tag begann eine Frostperiode. Das war „Maßarbeit“.

Katastrophal war die Heizung. Eine sorgfältige Planung der Leistung war nicht gemacht worden. So wurde ein Kohleofen installiert, der ständig bedient werden musste, damit es im Haus einigermaßen erträglich warm wurde. Manchmal saßen die Kursteilnehmer in Decken da. Auch war es schwierig, Braunkohlenbriketts ausreichend zu bekommen. Sie gehörten damals zur Mangelware. Zum Glück saß die Frau des Nachbarn Hädicke im Büro der Landwirtschaftsgenossenschaft und konnte uns, wenn Kohle knapp wurde, wenigstens eine Tonne Briketts zukommen lassen, um in den nächsten Tagen zu heizen.

Eigentlich sollte das Haus zum 1. Januar 1978 eröffnet werden, da zu diesem Zeitpunkt das Haus in Bad Kösen, in dem bisher die Kurse des Seelsorgeamtes liefen, von der Caritas übernommen worden war. Das erwies sich als nicht möglich, da die Arbeiten sehr schleppend vorankamen.

Als ich nach Zwochau ging, beauftragte mich Weihbischof Hubrich, im Blick auf die Fertigstellung des Hauses mit dem Stellvertreter des Vorsitzenden für Inneres bei Rat des Kreises Delitzsch Genosse Steinke im Gespräch zu bleiben und wies mich darauf hin, dass dieser zugleich auch Major beim Ministerium für Staatssicherheit war. Schon bei meinem ersten Besuch spürte ich die Sorge dieses Mannes, dass unsere Einrichtung ein geistliches Zentrum, ähnlich einem Kloster werden könnte. Ich beruhigte ihn dadurch, dass ich erklärte, hier werde ein kirchliches Schulungsgebäude errichtet, was er misstrauisch aufnahm, aber den Ausbau nicht behinderte. So konnte der Bau fortgeführt werden und schließlich die vom staatlichen Bauamt durchgeführte Bauabnahme erfolgen. Wenige Tage danach am 15. Februar 1978 wurde das Haus von Weihbischof Theodor Hubrich eingeweiht und erhielt den Namen „St. Adalbert-Haus“ in Erinnerung an den ersten Erzbischof des 968 gegründeten Erzbistums Magdeburg.

Schon zwei Tage zuvor, an meinem 40. Geburtstag, begann die erste Werkwoche der Priester. Meine persönlichen Gäste, die Familie meines Bruders, mussten nach dem Morgenkaffee alle im Haus mit anpacken. Es galt, die vielen kleinen Dinge, die noch fehlten, jetzt schnell anzubringen, denn schon reisten die ersten Pfarrer an und beäugten alles sehr kritisch. Ihre Äußerungen waren nicht immer wohlwollend.

Diese Werkwochen wurden in jedem Jahr für die verschiedenen Altersgruppen der Priester angeboten. Als Teilnehmer kamen dank der Fluglinie Budapest-Leipzig selbst Mitbrüder aus Ungarn.

Im Haus tagten auch die Kreise der unterschiedlicher Berufsgruppen, die es im Bischöflichen Amt seit den vierziger Jahren gab und vom dem damaligen Seelsorgeamtsleiter Hugo Aufderbeck gegründet worden waren: Ärzte, Naturwissenschaftler, medizinisch-technisches Personal, Techniker, Landwirtschaftler und Pädagogen. Für den letzteren Kurs waren die Tage zwischen Weihnachten und Neujahr reserviert, um den oft so gestressten Teilnehmern ein wenig Ruhe und Besinnung zu ermöglichen. Besonders um diesen Kurs hat sich Erwin Heretsch aus Schirgiswalde als Referent und Kurssprecher verdient gemacht. Er stand nach dem Krieg im öffentlichen Schuldienst, wurde aber wegen seiner religiösen Einstellung entlassen und arbeitete im Seelsorgeamt Dresden-Meißen in der Familienseelsorge und später auch als Gefangenenseelsorger in Dresden.

Im Haus fanden ebenso überregionale Tagungen statt, Exerzitien und Besinnungstage katholischer und evangelischer Christen, Wochenenden für Alleinerziehende und für Familienkreise. Regelmäßig kamen die Vertreter der Zirkus- und Schaustellerseelsorge zusammen – eine besonders interessante Gruppe. Gelegentlich trafen sich auch die polnischen Priester, die mit der Seelsorge für die Polen in der DDR beauftragt waren. Vor allem nach der Papstwahl von Johannes Paul II. ging es in diese Gruppe hoch her.



Bild 12: *Bildungshaus St. Adalbert 1978*

Gelegentlich gelang es auch, Referenten aus der Bundesrepublik zu bekommen. Dann nutzte ich manchmal die Gelegenheit und fuhr mit ihnen zum nächstgelegenen Intershop, um dort mit der D-Mark Dinge zu kaufen, die wir bei uns nicht oder nur schlecht bekamen. Vor allem Kaffee, der ja ständig gebraucht wurde, konnte dort preiswert erworben werden. Die meisten Kurse wurden in enger Zusammenarbeit mit dem Leiter des Seelsorgeamtes Leo Nowak geplant, der zur gleichen Zeit das Roncalli-Haus auf dem

Werder in Magdeburg als Bildungshaus übernommen hatte einrichtete.

Als ich etwa 14 Tage nach der Einweihung wieder bei Rat des Kreises etwas zu erledigen hatte, fragte mich der Major Steinke, wie weit wir mit dem Bau wären. Ich erklärte, dass die Bauabnahme ordnungsgemäß erfolgt sei. Darauf antwortete er, dass er nun auch die Erlaubnis zum Betrieb des Hauses geben werde. Er wusste nicht, dass wir bereits begonnen hatten. Er bat darum, dass ein bekannter Abgeordneter der Volkskammer, das Haus gerne mal besichtigen würde. Ich wies ihn darauf hin, dass das nur mit Genehmigung des Bischofs geschehen könne. Nach diesem Gespräch informierte ich Weihbischof Hubrich. Er sagte gleich: „Die möchten gerne in unsere Häuser sehen, aber das kommt nicht in Frage. Ich werde das schon regeln.“ Bald darauf traf ich wieder den Genossen Steinke, der mir wörtlich sagte: „Wir haben die eiserne Disziplin der katholischen Kirche zu **spüren** bekommen“.

Ich hatte ausgemacht, dass wir ein Hausbuch führen, in das alle Gäste eingetragen werden sollen. Das war eine unkomplizierte Lösung. Nach etwa einem halben Jahr ordnete Steinke an, dass die üblichen Anmeldeformulare auszufüllen sind, und noch am gleichen Tag beim Abschnittsbevollmächtigten einzureichen seien. Das war natürlich aufwändiger. Ich habe das einige Male gemacht, aber dann mehr und mehr erst später eingereicht und bei kleinen Kursen ganz darauf verzichtet. So blieb es dann auch weiterhin. Für die Referenten aus der Bundesrepublik musste ich immer Anträge beim Rat des Kreises einreichen und bekam auch immer die Genehmigung der Einreise. Später fand ich alle diese Formulare in meiner Stasi-Akte wieder.

Im Herbst 1979 erhielt ich eines Tages den Besuch von Steinke zusammen mit dem Ortsbürgermeister. Steinke wies auf das Entgegenkommen des Staates im Blick auf das Haus hin und bat mich, als „Gegenleistung“ einen Text zu unterschreiben, der den Friedenwillen der Sowjetunion ausdrückte. Ich verweigerte die Unterschrift und verwies auf die Friedensaktivitäten von Papst Johannes Paul II., die für mich maßgeblich seien. Nach einigen Überredungsversuchen der beiden zogen sie ab. Wenige Tage später überfiel die Sowjetunion Afghanistan und begann dort einen Krieg. Hätte ich unterschrieben, wäre das sehr ärgerlich und beschämend für mich gewesen.

Ansonsten habe ich mit dem Ortsbürgermeister gut zusammengearbeitet. Als z.B. im Frühjahr 1978 für den Kindergarten in Zwochau der Weg zur Straße betoniert werden sollte, konnte ich absprechen, dass bei dieser Aktion gleichzeitig die Betonfläche vor unserem Bildungshaus gegossen wurde. Bis dahin wateten wir nur im Schlamm. 1980 war es möglich, für die Kirche auf unserem Grundstück in Zwochau preisgünstig eine kleine Orgel zu bekommen. Allerdings musste der Windmotor aus der Bundesrepublik eingeführt werden. Eine Genehmigung dazu reichte ich in Delitzsch ein. Sie musste aber an den Rat des Bezirkes in Leipzig weitergeleitet werden. In einem Begleitschreiben, das Steinke nach

Leipzig schickte und das ich in meiner Stasi-Akte vorfand, drückte er aus, dass er die Einfuhr nicht befürwortete.

Zur Begründung hieß es: „Vikar Zülicke zählt zu den katholischen Pfarrern, die keinen Kontakt zu den staatlichen Stellen wünschen, außer wenn sie die staatlichen Organe brauchen. An den Wahlen nimmt er grundsätzlich nicht teil. In Gesprächen bringt er seine negative Einstellung zu unserer Gesellschaftsordnung offen zum Ausdruck. In der Gemeinde Zwochau gibt es ein neu errichtetes Schulungs- und Ferienheim der katholischen Kirche, wo er die Anmeldepflichten ständig verletzt. Ein bestimmtes Entgegenkommen der staatlichen Organe hat er in unverantwortlicher Weise ausgenutzt. In den wenigen Jahren seiner Tätigkeit im Kreis Delitzsch hat er ständig Besuche von Pfarrern aus der BRD und hat diesen sogenannten Bekanntenkreis ständig erweitert. Das Vorhandensein dieses Schulungszentrums wird weitgehendst auch in dieser Beziehung von ihm ausgenutzt. Zusammenfassend müssen wir einschätzen, dass Vikar Zülicke mit der negativste katholische Geistliche ist und er ständig versucht, die staatlichen Organe zu ignorieren und die Gesetze zu umgehen.“

Der Rat des Bezirkes beachtete diese Einschätzung offensichtlich nicht besonders und erteilte die Einfuhrgenehmigung für den Windmotor.

Natürlich braucht ein Bildungshaus auch Angestellte, die den laufenden Betrieb gewährleisten mussten. Schon zu Dr. Schimkes Zeiten war Frau Brunhilde Waszian als Gemeindereferentin in Zwochau tätig gewesen. Nach dem Fortgang von Dr. Schimke war sie die Einzige, die am Ort blieb und in den chaotischen Verhältnissen dieser Monate für einen geordneten Ablauf der Gottesdienste und des Baugeschehens sorgte. Nach der Fertigstellung des Hauses wurde sie als Wirtschaftsleiterin eingestellt. Diese Tätigkeit übte sie mit großem Fleiß und einer steten Bereitschaft bis zu ihrer Pensionierung 1982 aus.

Da Weihbischof Hubrich früher Vikar in Delitzsch war, gab er mir einige Hinweise, dort Personal zu suchen. Eine Frau Kauer konnte als Köchin eingestellt werden. Noch wichtiger war ein Hausmeister. Ich wurde auf die Familie Paschke aus Delitzsch aufmerksam gemacht, die auch zusagte. Sie bezog eine Wohnung im Dachgeschoss des Bildungshauses. Der Mann arbeitete als Hausmeister und die Frau als Köchin. Weiter wurde ich darauf hingewiesen, dass die Haushälterin des Pfarrers Niehörster aus Kemberg eine andere Stelle suche. Ich fragte den Pfarrer vorsichtig an und war erstaunt, dass er sofort mit Freuden bereit war, Frau Rita Gritsch ziehen zu lassen. So hatten wir noch eine Köchin. Denn es musste zeitweise im Schichtbetrieb gearbeitet werden. Zeitweise halfen auch Frauen aus Delitzsch aus, die einen Ausreiseantrag in die Bundesrepublik gestellt hatten, sofort aus ihrem Beruf entlassen worden waren aber noch eine Weile auf ihre Ausreisegenehmigung warten mussten.

Die Kirchengemeinde, die in Zwochau zusammenkam, war klein. Etwa zwanzig Leute aus dem Ort und den umliegenden Dörfern nahmen am Sonntagsgottesdienst teil und freuten sich, wenn Kursteilnehmer die Gemeinde vergrößerten. Es gab eine Seniorengruppe, die sich einmal im Monat traf. Auch einige Kinder und Jugendliche, vor allem aus den umliegenden Orten, kamen wöchentlich zusammen. Die wenigen Männer haben beim Bau und der späteren Pflege des Grundstücks eine wichtige Rolle gespielt und alles mit Rat und Tat begleitet. Besonders wichtig war in diesem Kreis Robert Weinert Bruno Tscharn und die Familie Lorenz.

Im Mai 1978 besuchte Bischof Braun Zwochau. Er firmte einige Jugendliche und informierte sich über das Angebot der Kurse im Bildungshaus. Er war von der Tatsache beeindruckt, dass in den ersten drei Monaten bereits 300 Teilnehmer an den Kursen teilgenommen hatten.

Im Oktober 1978 teilte mir der Seelsorgeamtsleiter Leo Nowak mit, dass Bischof Braun uns zu einem Gespräch gebeten habe. Als wir bei ihm waren, eröffnete mir der Bischof, dass er mich zum Akademikerseelsorger des Bistums ernennen wolle, da ich ja schon mit den verschiedenen Kreisen in Zwochau arbeite. Alles solle in engen Kontakt zum Seelsorgeamt geschehen. Ich war überrascht, denn bisher hatte ich die verschiedenen Aktivitäten der Akademiker nur am Rande wahrgenommen. Erstaunt war ich auch, dass der bisherige Akademikerseelsorger Alfons Schäfer diese Aufgabe, die er gerne ausgeübt hatte, nicht mehr wahrnehmen sollte. Zwischen ihm und dem Bischof bestand allerdings eine gewisse Spannung. Erst einige Tage zuvor hatte Bischof Braun mit ihm ein klärendes Gespräch geführt, in dem wohl über seine Ablösung als Akademikerseelsorger gesprochen wurde. Ich selbst hatte zu Alfons Schäfer ein freundschaftliches Verhältnis gehabt und wollte ihm keineswegs etwas wegnehmen. In einem späteren Gespräch mit ihm konnte das geklärt werden. Alfons Schäfer war auch in Zukunft in der Runde der Akademiker gern gesehen und geschätzt, vor allem wegen seiner Meditationen und sintiefen Texte, die er vortrug. Unsere Zusammenarbeit war für mich eine Erleichterung in der neuen Funktion.

Schwieriger war es, das Vertrauen des Leitungsgremiums zu gewinnen. Als vom Bischof Eingesetzter wurde ich misstrauisch betrachtet. Aber schon bald spürte ich die Bereitschaft zu einer guten Zusammenarbeit. Dieser Kreis traf sich nun regelmäßig in Zwochau und fühlte sich wohl in der guten Atmosphäre des Hauses. So bin ich in eine Arbeit hineingewachsen, die ich nun schon etliche Jahrzehnte ausübe. Nach 1990 ergaben sich viele neue Möglichkeiten. Im 1994 errichteten Bistum Magdeburg wurde dann eine Akademie gegründet, die besonders die Bildungsarbeit übernahm. Für das Leitungsgremium blieb die Aufgabe, die jährlichen Akademikertage vorzubereiten, an denen aktuelle Themen



Bild 13: Hl. Messe auf einer Bildungsfahrt auf der Akropolis Assos (Türkei) 1996

mit entsprechenden Referenten auf der Tagesordnung standen. Dazu kam die Möglichkeit zu Bildungsreisen, die ausgewählt und vorbereitet wurden. Die erste Fahrt führte uns 1994 nach Israel zu den Anfängen des Christentums. Später begaben wir uns auf die Spuren des Apostels Paulus durch die Türkei und Griechenland bis nach Rom. Inzwischen haben wir auch etliche andere Länder in Europa kennen gelernt.

Der Namensgeber des Bildungshauses in Zwochau war der hl. Bischof Adalbert, der erste Erzbischof des 968 von Otto I. gegründeten Erzbistums Magdeburg. Er starb im Jahre 981. So lag es nahe, 1981 des tausendsten Todestages in besonderer Weise zu gedenken. Im Blick darauf wurden zunächst in

der Kirche einige Renovierungsarbeiten durchgeführt. Der Künstler Propf aus Köthen fertigte eine Tabernakelstele und einen Ambo an. Beide Teile erhielten eine Verzierung durch Emailleplatten. Der gesamte Kirchenraum bekam eine frische Ausmalung. Dabei musste vor allem die Wand hinter dem Altar neugestaltet werden. Anstelle eines riesigen Gemäldes konnte ein sehr schönes spätmittelalterliches Kreuz aus der Riemenschneiderschule angebracht werden. Dieses Kreuz hatte eine besondere Geschichte. Es hing in der Sakristei der evangelischen Kirche in Radefeld und war durch Wurmfraß sehr beschädigt worden. Der evangelische Pfarrer überließ es mir mit der Auflage, eine gründliche Restaurierung vorzunehmen. Nach zehn Jahren würde die Gemeinde dann entscheiden, ob das Kreuz zurückkommt und die hohen Restaurierungskosten übernommen würden oder es in der Zwochauer Kirche verbliebe. Ich brachte das Kreuz zu dem Restaurator Michael Schneider in Magdeburg. Er stellte fest, dass der Korpus mehrfach mit Ölfarbe überstrichen worden war, und darunter der Holzwurm fast alles weggefressen hatte. Nun musste der Torso zunächst in einem langwierigen Prozess verfüllt werden. Dann wurden die einzelnen Farbschichten abgetragen, unter denen eine kunstvolle Schnitzarbeit aus der Riemenschneiderschule zu Tage trat. In der Herzgegend wurde eine Reliquie des heiligen Laurentius entdeckt. Diese Reliquie stellte ich sicher. Sie ist später in den Altar der St. Laurentiuskirche in Salzwedel eingefügt worden. Das restaurierte Kreuz war ein Schmuckstück an der Rückwand der Kirche. Leider hat die evangelische Gemeinde mit großem Aufwand die Restaurierungskosten zehn Jahre später aufgebracht. Nun hängt das Kreuz in der evangelischen Kirche in Radefeld.

Am 13. Juni 1981 fand dann der Festakt zu Ehren des heiligen Adalbert statt. Eingeladen waren dazu die Akademiker aller Kurse und die Ortsgemeinde. Der Tag begann mit einem Pontifikalamt, das Bischof Braun zelebrierte. Anschließend hielt Professor Franz Peter Sonntag einen Vortrag mit dem Thema: Der Kaiser „tauft“ – die Anfänge des Erzbistums Magdeburg. Den Abschluss bildete ein gemeinsames Mittagessen im Hause.

Als Festschrift hatte ich ein kleines Büchlein im St. Benno-Verlag herausgegeben, das an diesem Tag vorgestellt wurde. Es musste vorher auch der staatlichen Zensurbehörde vorgelegt werden, die bemängelte, dass das zögerliche Verhalten der kommunalen Behörde im Blick auf die geplante St. Adalbert-Kirche in Magdeburg benannt wurde. Erst nach der Streichung dieses Passus gab man die Genehmigung zum Druck.

Es gab im Jahre 1981 noch ein Ereignis, an dem ich Anteil hatte: die Eröffnung des Neuen Gewandhauses in Leipzig. Einer der Kammersänger, der dort mitwirkte, war auch Organist und Leiter des Kirchenchores in Delitzsch. Er bat mich, ihm die Partitur für das „Transeamus“ zu besorgen, das zu Weihnachten gesungen werden sollte. Als ihn diese brachte, gab er mir eine Eintrittskarte für die Probe vor der Generalprobe des Eröffnungskonzertes, in der Kurt Masur die 9. Sinfonie von Beethoven dirigierte. In dieser Probe wurden umfangreiche Teile der Sinfonie zu Gehör gebracht. Ich ging davon aus, dass ich wohl der erste Priester in diesem neuen Hause wäre. So ging ich in der Pause von Etage zu Etage, zeichnete mit der Hand ein Kreuz auf die Wände und sprach ein Segensgebet. Als Erich Honecker wenige Tage später kam, war das Gewandhaus, bereits eingeweiht. Ich fühle mich mit diesem Haus besonders verbunden und habe dort schon viele großartige Konzerte erlebt. Rückblickend auf diese Zeit kann ich sagen: Die Arbeit mit den Kursen in Zwochau war für mich interessant und vielseitig. Der Kontakt über Grenzen hinweg tat gut und weitete den Blick. Ich habe so manche interessante Persönlichkeit kennen gelernt. In der kleinen Gemeinde herrschte eine herzliche Verbundenheit, die auch in den gemeinsamen Gottesdiensten zum Ausdruck kam. Aber ich spürte, dass ich nun nach der fünfjährigen Tätigkeit etwas Neues anfangen und eine größere Gemeinde übernehmen könnte, um über einen längeren Zeitraum hinweg konstant mit unterschiedlichen Gruppen und Aufgaben zu leben. So teilte ich Bischof Braun mit, dass ich mich um eine größere Pfarrei bewerben würde.

Im Sommer 1982 wurde Staßfurt vakant, ein Kreisstadt 35 km südlich von Magdeburg am Rand der Börde. Ich bewarb mich und verabschiedete mich am 21. November 1982 von der Gemeinde in Zwochau, um am 1. Advent 1982 meinen Dienst in Staßfurt zu beginnen. Zu meinem Nachfolger ernannte Bischof Braun Pfarrer Gerhard Oppelt.

DER ANFANG IN STAßFURT

Im letzten Jahr in Zwochau hatte ich viele Überlegungen im Blick auf eine neue Stelle angestellt. Beim Abwägen verschiedener Möglichkeiten kam mir plötzlich die innere Gewissheit, Staßfurt in den Blick zu nehmen. Denn dort, so schien mir, konnte ich das Leitwort, das ich auch für meinem Primizbild ausgesucht hatte, leben: „Wir sind eure Knechte um Jesu willen“ (2Kor 4.5.). Dort gab es eine große Gemeinde mit vielen Herausforderungen.

Noch aber war Dechant Gatz in Staßfurt auf der Suche nach einem Ort, an dem er sich zur Ruhe setzen konnte. Da starb in Juni der ehemalige Caritasdirektor Hoffmann in Langenweddingen. Das erschien Dechant Gatz die richtige Stelle für den Ruhestand zu sein. Er verzichtete auf Staßfurt und zog dorthin. Als im August die Information zur Bewerbung für Staßfurt kam, ging mein Brief noch am gleichen Tag mit der Post ab nach Magdeburg. Am 21. September erhielt ich vom Seelsorgeamtsleiter Leo Nowak die Information, dass meine Bewerbung Erfolg hatte.

Wenige Tage nach der Ernennung machte ich mich nach Staßfurt auf. Ich kannte die Stadt und Gemeinde nicht näher. Vor 16 Jahren war ich mal dort gewesen und erschrocken über die innen total



weiss getünchte Kirche. Nun saß ich meinem Vorgänger gegenüber, der mich vor 44 Jahren getauft hatte. Dreißig Jahre war er in Staßfurt gewesen, besaß einen persönlichen Kontakt zu vielen Gemeindemitgliedern und hatte die aus den ehemaligen deutschen Ostgebieten Vertriebenen in die Gemeinde integriert.

In materieller Hinsicht war in den letzten zehn Jahren vieles liegen geblieben. Das Pfarrhaus

Bild 14: St. Marien, Staßfurt

musste gründlich renoviert werden. In dem großen Gebäude gab es z. B. in der Wohntage nur ein Waschbecken für alle auf dem Flur. Nicht alle Räume konnten beheizt werden. Mir wurde deutlich, dass auch auf dem Grundstück noch mehr gemacht werden musste. Die Kirche ist eine der größten im Bistum mit einem Turm von etwa 60 Metern. Das mächtige Kirchendach war nur notdürftig ausgebessert worden. Ein ehemaliges Küsterhaus, im dem noch ein Raum zum Einkassieren der Kirchensteuer genutzt wurde, verfiel mehr und mehr. Es bestand umfangreicher Handlungsbedarf – eine Herausforderung, der ich mich gegenüber sah.

Staßfurt hatte auch einen Vikar, Heinz Werner, der ein Jahr zuvor als Neupriester hierher versetzt worden war. Als ich sein Zimmer betrat, begrüßte er mich mit den Worten: „Auf diesen Tag habe ich seit einem Jahr gewartet.“ Jetzt konnte er sich mit all seinen Fähigkeiten entfalten. Damit dem neuen Pfarrer eventuell Ärger von der Gemeinde erspart bliebe, schlug er vor, schon jetzt den Altar anders aufzustellen, damit zur Gemeinde hin zelebriert werden konnte. Ebenso sollte nun auch das Gesangbuch „Sursum corda“ endgültig abgeschafft werden. Ich habe in ihm einen Mitarbeiter gefunden, mit dem ich mich sehr gut verstand, der in die gleiche Richtung dachte wie ich, so dass wir vieles ohne große Absprachen miteinander bewältigten. Zunächst nahm er auch die notwendigen Erneuerungen im Pfarrhaus in die Hand. Eine Klempnerfirma, die schon in Zwochau gearbeitet hatte, sorgte für die Installation von mehreren Waschbecken in den Zimmern, wobei die Abwasserrohre zu den Dachrinnen geleitet werden mussten. Für die Badewanne, die bisher in der Küche stand, wurde ein eigener Raum gefunden.

Im November 1982 war das Haus so hergerichtet, dass es bezogen werden konnte. Mit zwei übervollen Möbelwagen kam ich in Staßfurt an. Mit Hilfe der Gemeindemitglieder war alles bald an Ort und Stelle aufgestellt.

Ganz bewusst habe ich den Anfang meines Dienstes in Staßfurt auf den Beginn des Kirchenjahres, den ersten Advent am 28. November 1982 gelegt. Die Einführung nahm der damalige Dechant Johannes Kruse aus Egelin vor. Zum ersten Mal konnte ich meinen Dienst in einer Gemeinde in geordneter Weise beginnen.

Mit großer Freude habe ich gespürt, wie mich die Gemeinde von Anfang an aufgenommen hat. Im Pfarrgemeinderat und Kirchenvorstand fand ich Leute, die offen waren für neue Impulse und bereit für viele pastorale Aktivitäten in der Pfarrei.

Neben den bestehenden wurden neue Familienkreise gegründet. Ein Chor, der zu meiner Einführung zusammengefunden hatte, beschloss, nun regelmäßig zu besonderen Gottesdiensten zu singen. Der

Religionsunterricht wurde für die einzelnen Jahrgänge in den ehemaligen Schulräumen der katholischen Schule erteilt. Regelmäßig fand sich die Kolpingsfamilie unter ihrem Senior Edmund Harnau zusammen, deren Präses ich wurde. Es gab auch eine große Runde der älteren Gemeindemitglieder.

Bei meinem ersten Besuch in Staßfurt traf ich einen dreizehnjährigen Jungen im Gemeinderaum an, der eifrig Klavier spielte. Er erwies sich bald als ein geeigneter Leiter in der neu gebildeten Gruppe der Ministranten, der die Impulse, die ich gab, in einer geschickten Weise umsetzte. Es war Michael Poschlod. Die Jugendgruppe wurde vom Vikar geleitet, in der es auch eine Band gab, die mit ihrer Musik den Gottesdiensten gelegentlich einen besonderen Akzent gab.



Bild 15: Begegnung mit dem Papst 1991 anlässlich der Seligsprechung von Adolf Kolping

Zur Pfarrei gehörten damals noch die Pfarrvikarien Hecklingen und Atzendorf, sowie die Kuratie Löderburg. Die letzten beiden hatten keinen eigenen Priester mehr. Aber es gab dort noch genügend Gemeindemitglieder, die auch Feiern und Zusammenkünfte außerhalb der Gottesdienste organisierten. Eine kleine Kirche stand in Förderstedt und eine Kapelle in Hohenerxleben. Auf allen Orten konnten regelmäßig Gottesdienste stattfinden, die damals noch gut besucht wurden.

Als Mitarbeiter hatte ich zunächst in Hecklingen bis 1988 den Pfarrvikar Alfons Kamphusmann. An seine Stelle trat der Diakon Berno Wendt, der dreißig Jahre in aller Treue in der Pfarrei wirkte. In Staßfurt erfolgte 1985 ein Wechsel der Vikare. Auf Heinz Werner folgte Michael Schwenke. Gleichzeitig wurde mir mitgeteilt, dass wir auch eine Gemeindereferentin bekämen: Gisela Hillmann. Vikar Schwenke wurde drei Jahre später nach Helbra versetzt. Für ihn kam Vikar Armin Kensbock nach Staßfurt. Er wurde 1991 Pfarrer in Delitzsch. 1992 erhielt Staßfurt mit Hartmut Neuhaus den letzten Vikar. Er ging 1996 nach Wittenberg. Die verschiedenen Priester stellten immer eine Bereicherung für die Arbeit in der Gemeinde dar. Ab 1996 war Gisela Hillmann die einzige hauptamtliche Mitarbeiterin in der Pfarrei. In den verschiedenen Bereichen und Gruppen gab es mit ihr bis zu meiner Pensionierung eine sehr gute Zusammenarbeit, an die ich mich dankbar erinnere.

Als ich in Staßfurt anfang, schätze ich ein, dass es im Blick auf den Zustand der Baulichkeiten etwa zehn Jahre dauern würde, um die notwendigen Reparaturen am Grundstück und den Gebäuden auszuführen. Schon wenige Wochen nach meinem Anfang trat das erste Problem auf. Ein Sturm hatte etliche Quadratmeter des Kirchendaches abgedeckt. Ich erkundigte mich nach einem Dachdecker. Schließlich fand ich den, der das bisher dem alten Dechant zu Gefallen getan hatte aber jetzt nur noch einmal bereit war, uns zu helfen. Es musste also grundsätzlich eine Lösung gesucht werden. Schließlich fand ich einen anderen Dachdecker, der bereit war, die Arbeiten zu übernehmen. Staatliche Stellen signalisierten aber, dass sie diese Baustelle nicht genehmigen würden. Hier wurde wohl spekuliert, mit einer anderen Lösung Devisen zu bekommen. So entschloss sich Bischof Braun, diesen Weg zu gehen. Plötzlich ging alles sehr schnell. Aus Österreich kamen die Eternitziegel. Eine Produktionsgenossenschaft aus Stendal bekam den Auftrag, die Arbeiten in die Hand zu nehmen. Innerhalb von acht Wochen war das riesige Dach der Kirche neu gedeckt. Die Bevölkerung staunte nur, wie schnell es gehen konnte, wenn der Staat Devisen brauchte.

Ein anderes Problem war der Pfarrhof. Ein schmaler Plattenweg führte zu den Eingängen der Kirche. Ansonsten gab es nur Erde und Splitt. Bezeichnend war: Als ich einmal mit dem Auto aus der Garage fuhr, blieb es im Schlamm stecken. Zwei Männer aus der Gemeinde halfen mir, das Auto wieder in die

Garage zu schieben. Diese Fahrt konnte ich vergessen. Für den Hof musste eine Lösung gefunden werden. Hier halfen das Bischöfliche Amt in Magdeburg und ein Baubetrieb aus Staßfurt, der von einem Gemeindemitglied, Heinz Marchewka, geleitet wurde. Eine breite Zufahrt zum Pfarrhaus erhielt einen Belag aus den damals noch als Rarität gehandelten Knochensteinen. Eine große Fläche wurde als Rasen angelegt.

Als nächstes stellten wir Überlegungen an, wie das Innere der Kirche verändert werden könnte. In den sechziger Jahren war der ganze Raum, auch die farbigen Backsteine, weiß getüncht worden. Teilweise hatte man Latex verwendet – eine Farbe, die nur sehr schwer wieder zu entfernen war. Versuche der Gemeindemitglieder, die alte Farbgebung wieder hervorzuholen, wurden bald aufgegeben, da kein Erfolg absehbar war.

Als hinderlich für die Gemeindearbeit erwies es sich, dass kein Raum für größere Zusammenkünfte vorhanden war. Wir hatten nur die beiden Klassenräume der ehemaligen Schule. Ich erlebte gleich im ersten Jahr, dass man da keinen richtigen Gemeindefasching feiern konnte. Ein Gastwirt aus Staßfurt bot uns geeignete Räume an, wies aber darauf hin, dass dafür eine polizeiliche Genehmigung vorliegen müsse. Ich ging zur Polizei, und musste ein Antragsformular ausfüllen. Vor mir war ein Kulturfunktionär mit zehn Anträgen an der Reihe. Der diensthabende Beamte wollte mich mit meinem einen Antrag vorziehen. Als er aber las, woher ich kam, musste ich warten. Ich wurde in einen besonderen Raum gebeten. Es wurde mir erklärt, dass nur kirchliche Aktivitäten in kirchlichen Räumen stattfinden dürften. Fasching habe nichts mit Kirche zu tun. Ich habe ihm die Zusammenhänge erklärt, und er gab tatsächlich die Genehmigung zu unserer Feier. In ähnlicher Weise musste ich in den folgenden Jahren immer wieder darauf hinweisen, dass Fasching ein Teil unseres religiösen Lebens ist. Nur in einem Jahr wurde die Genehmigung nicht gegeben.

Da ich immer auch in der Faschingszeit Geburtstag hatte, und zu diesem Anlass auch immer eine Vertreterin von Rat des Kreises zum Gratulieren kam, äußerte ich in kleiner Runde in meinem Arbeitszimmer: Ich würde die Gratulation abweisen, wenn wir für unsere Faschingsfeier nicht die Genehmigung bekommen würden. Offensichtlich wurde das abgehört. In diesem Jahr, es war der fünfzigste Geburtstag, kam keine Gratulation, und die Faschingsfeier wurde nicht genehmigt. In den folgenden Jahren lief der Fasching wieder nach den üblichen umständlichen Formalitäten.

Im Jahr 1987 sollte der hundertste Jahrestag der Kirchweihe gefeiert werden. Der Bischof hatte sein Kommen zum Festgottesdienst zugesagt. Für die Jubiläumsfeier am Nachmittag brauchten wir einen großen Raum. Hier war uns wieder Heinz Marchewka behilflich. Als CDU-Kreisvorsitzender legte er die Jahrestagung der Partei auf den Sonnabend vor unserer Feier und mietete dazu den großen Saal des

Kreiskulturhauses auch noch für den Sonntag. So konnte die Feier im großen Rahmen stattfinden. Der Saal war voll. Viele Gäste kamen aus Verbundenheit mit der Staßfurter Gemeinde auch aus anderen Orten. Die Partnergemeinde Tauberbischofsheim war mit einer Delegation vertreten. Geistliche, die früher in Staßfurt gewirkt hatten oder aus Staßfurt stammten, nahmen am Fest teil. Der Bischof, der eigentlich nach dem Mittagessen abreisen wollte, blieb auch noch am Nachmittag. Es war ein gutes Programm vorbereitet worden. Der Chor sang unter der Leitung von Hildegard Mock. Unser Organist Franz Kowolik dirigierte die „Staßfurter Blasmusikanten“, die am Abend auch zum Tanz aufspielten. Es herrschte eine großartige Stimmung und bestärkte das Selbstbewusstsein der Gemeinde in der Öffentlichkeit. Es war eine würdige Hundertjahrfeier. Allerdings gab es für Heinz Marchewka ein „Nachspiel“ bei der Stasi. Er hatte schon damit gerechnet. Denn dass auch der Pfarrer einer bundesdeutschen Gemeinde ein Grußwort sprechen konnte, verstieß schon gegen die üblichen Anordnungen. Außerdem wurde missbilligt, dass „ausländische Kirchenvertreter“ anwesend waren. Es handelte sich um Polen, die in Staßfurt arbeiteten. Aber Herr Marchewka sagte mir: „Ich habe breite Schultern“. Er war eine Autorität, die man duldete.

Am Ende der achtziger Jahre wurde auch in der DDR der ökumenischen Bewegung „für Frieden, Gerechtigkeit und Bewahrung der Schöpfung“ immer mehr Aufmerksamkeit geschenkt. In Staßfurt hatten wir uns zu einem Studientag unter diesem Thema mit der evangelischen Gemeinde zusammengesetzt und unsere Positionen ausgetauscht und abgestimmt. 1988 sollte die Vollversammlung der Delegierten dieser Bewegung in Magdeburg stattfinden. Im Blick darauf lud er Rat des Kreises Staßfurt die Geistlichen des Dekanates Egelu zu einem Gespräch ein, um auszuloten, wie wir zu diesen Themen ständen. In diesem Gespräch wurde mit den staatlichen Vertretern Klartext geredet. Wir haben das Versagen des Staates offen angesprochen. Als wir wieder unter uns waren, habe ich den Mitbrüdern gesagt: „Zu einem früheren Zeitpunkt wären wir wohl jetzt alle verhaftet worden.“ Hier machten sich schon erste Zerfallserscheinungen in der Gesellschaft bemerkbar. Der Ruf nach Veränderungen im Land wurde immer deutlicher formuliert.

Inzwischen gab es auch Erleichterungen für Reisen in die Bundesrepublik. Ich hatte dabei am Anfang 1986 eine besondere Erfahrung gemacht. Als Referent zu den Priesterwerkwochen in Zwochau hatte ich 1979 Dr. Dietrich Zimmermann kennen gelernt, der am Priesterseminar in Hildesheim lehrte. Er verlangte von uns kein Honorar, bat mich aber, gemeinsam historische Orte in unserem Land zu besuchen. Da er jährlich zu Kursen kam, waren wir viel unterwegs und wurden Freunde. Im Jahr 1986 übertrug ihm sein Bischof eine Pfarrstelle in Bremen-Nord. In dieser Zeit erfuhr ich von den Reiseerleichterungen in die Bundesrepublik. Ich ging zur Polizei und machte deutlich, dass eine Pfarreinführung so

etwas wie eine „Hochzeit“ mit einer Gemeinde sei, und ich gerne daran teilnehmen möchte. Ich wurde umständlich befragt und getröstet. Kurz vor dem Termin erfuhr ich, dass keine Papiere für mich vorlägen. Darauf schickte ich ein Telegramm nach Bremen mit meiner Gratulation und dem Zusatz 1. Tess 2,18. Dieses Telegramm löste in Bremen trotz der Enttäuschung große Heiterkeit aus. Denn an der Stelle der Bibel schreibt Paulus: „Ich habe versucht, zu euch zu kommen, aber der Satan hat es verhindert.“ Später erfuhr ich, dass der Pass für mich ausgefertigt worden war, aber irgendeiner wollte ihn mir nicht aushändigen.

Ein halbes Jahr später bekam ich dann eine Reise zum Silberjubiläum des Pfarrers von Tauberbischofsheim, mit dessen Gemeinde wir partnerschaftlich verbunden waren. Dieser Pfarrer, Fritz Ullmer, hatte großes Interesse an der Kirche in der DDR. Über einen Diakon war eine Verbindung zu unserer Gemeinde geknüpft worden. Danach kamen in jedem Jahr Vertreter von dort zu uns, um kirchliches Leben kennen zu lernen, von dem sie sich anfangs völlig falsche Vorstellungen als „Untergrundkirche“ gemacht hatten. Auch für uns war es wichtig, den Blick zu erweitern. Nach 1990 konnten wir dann dorthin reisen und erfahren, wie Kirche lebt. Ebenso kam der Priester aus Frankreich, den ich schon in Harzgerode kennen gelernt hatte, regelmäßig nach Staßfurt und trug dazu bei, Kirche nicht nur aus unserer engen Perspektive zu betrachten.

Eine Belastung in dieser Zeit war für mich, dass ich als Akademikerseelsorger auch weiterhin die Bistumstage und die entsprechenden Kreise, die sich in Zwochau trafen, begleiten musste. So war ich häufig zwischen Zwochau und Staßfurt unterwegs. Und wieder war es eine technische Panne, bei der Unmögliches möglich wurde. An einem Wochenende hatte ich den Sonnabend in Zwochau gestaltet und musste am Nachmittag nun schnell nach Staßfurt. Denn am Sonntag wurde der Bischof zur Firmung erwartet. Kurz vor Zörbig streikte plötzlich das Auto – der Motor hatte seinen Dienst aufgegeben. Ich ließ mich per Anhalter nach Zörbig mitnehmen und bat den Ortspfarrer Walter Reiche, mir zu helfen. Er ging mit mir zu einem Mann in der Gemeinde, der einen Motor in Reserve hatte, aber gerade in den Urlaub starten wollte. Er gab uns den Motor und verwies uns an einen Monteur, der tatsächlich bereit war, diesen bei mir einzubauen. So hielt ich mich bis 22.00 Uhr beim Pfarrer auf, der an diesem Abend sein 40-jähriges Ortsjubiläum feierte. Dann bekam ich mein Auto und konnte in der Nacht noch nach Staßfurt fahren.

So kam das Jahr 1989, mit dem ein Abschnitt der Geschichte endete und in vielerlei Hinsicht neue Anfänge gefunden werden mussten. Auch für mich war es eine große Herausforderung, taten sich doch plötzlich ganz neue Perspektiven auf. Häufig mussten schnell Entscheidungen getroffen werden, deren Konsequenzen nicht immer genau abzusehen waren.

Noch im September 1989 machten wir uns bei einer Zusammenkunft im Seelsorgeamt in Magdeburg Gedanken, ob Kirchenräume für politische Agitation zur Verfügung gestellt werden sollten. Aber sehr schnell wurde klar, dass die Kirchen im Augenblick die Freiräume boten, die jetzt notwendig waren, um offen reden zu können. Wir erfuhren von der Praxis in Leipzig und Magdeburg.

Im Oktober war ich mit der Seniorengruppe aus Staßfurt zu einer Freizeit im Kolping-Bildungshaus Halberstadt und erlebte dort, wie wichtig und beeindruckend eine solche öffentliche Zusammenkunft der Bevölkerung in der St. Martini-Kirche war. Nach meiner Rückkehr hatte sich die politische Situation nach dem Rücktritt Honeckers zugespitzt. Vertreter der neugegründeten Sozialdemokratischen Partei und des Neuen Forums drängten auf den Beginn der Gottesdienste auch bei uns. Zusammen mit dem evangelischen Pfarrer in Staßfurt Thomas Weigel beschlossen wir, am Montag, den 30. Oktober um 19.00 Uhr den ersten „Gebetsgottesdienst für unser Land“ in unserer Kirche abzuhalten. Die evangelische Kirche wurde gerade renoviert. Die Pfarrer mit Vertretern der beiden Gemeinden trafen sich um 16.00 Uhr im katholischen Gemeinderaum, um den Ablauf des Gottesdienstes vorzubereiten. Keiner wusste, wie es wirklich laufen würde. Alles war möglich. Würde es friedlich zugehen oder Randalen geben? Diese Frage konnte keiner von uns beantworten. Eine öffentliche Bekanntmachung konnte noch nicht geschehen. Nur ein Zettel am Eingangstor des Grundstücks wies darauf hin. Doch wie ein Lauffeuer hatte es sich in der Stadt herumgesprochen. Kurz vor 18.00 Uhr standen schon die ersten Leute vor der Kirche. Gegen 19.00 Uhr waren auch die Stehplätze in den Seitengängen gefüllt. Es waren etwa 700 Personen gekommen. Die meisten von Ihnen waren offensichtlich Nichtchristen, die vielleicht zum ersten Mal eine Kirche betreten hatten. Aber zu diesem Zeitpunkt war eben der Kirchenraum das einzige Forum gewesen, in dem jeder öffentlich das sagen konnte, was ihn bewegte.

Es lag eine eigenartige Spannung über den Versammelten. Ich begrüßte die Versammelten und wies darauf hin, dass außergewöhnliche Zeiten außergewöhnliches Handeln verlangten. Der evangelische Gemeindepädagoge Wolf Schöne begleitete die kurzen Gesänge mit seiner Gitarre. „Wir werden überwinden...“ und „Herr, erbarme dich“ klang immer wieder auf. Spontan kamen dazwischen Menschen

nach vorn zum Mikrofon, um das auszusprechen und manchmal auch herauszuschreien, was sie bewegte. Schlimme Zustände wurden benannt.

Die persönliche Betroffenheit war den Menschen anzumerken. Immer wieder gab es lautstark Beifall. Texte der Heiligen Schrift, die zur Situation passten, wurden vorgetragen. Die Pfarrer hielten im Wechsel kurze Ansprachen, um das Gehörte zu verdeutlichen und zu vertiefen. Auch hier wurden sie immer wieder durch Klatschen unterbrochen.

Beim abschließenden „Vater unser“ und dem Segen erhoben sich die meisten. Eine kleine Gruppe betete mit. Nach diesem Teil wurden von den verschiedenen Gruppierungen und auch von Einzelpersonen aktuelle Informationen gegeben, die zum Teil nur hier ausgetauscht werden konnten und auch persönliche Standpunkte formuliert. Um für Ordnung zu sorgen, hatten sich in der Kirche Männer und Jugendliche der Gemeinde verteilt. Entgegen manchen Befürchtungen verhielten sich alle ruhig.

Obwohl der Geräuschpegel an manchen Stellen erheblich war, wurde am Ende, bevor die Teilnehmer die Kirche verließen, immer zu einer Schweigeminute eingeladen, um das Gehörte still zu bedenken. Erstaunlicher Weise wurde dieses Schweigen wirklich eingehalten. Nach einer guten Stunde verließen die Teilnehmer die Kirche und formierten sich spontan zu einer Demonstration. Sie zogen zur Stasi-Zentrale und SED-Kreisleitung. Hier wurden brennende Kerzen abgestellt und gegen das Tor getrommelt. Das muss die Funktionäre sehr erschreckt haben. Schon am nächsten Morgen tauchten zwei Vertreter im Pfarramt auf. Sie waren sehr beunruhigt und aufgebracht über die Demonstranten. Es fielen die Worte: „Das geht an die Nerven – man müsste eine dicke Haut haben“. Daraus sprach die

Angst vor Gewaltakten. Sie baten, das zu verhindern. Ich betonte, dass die Ursachen dieser „Schwierigkeiten“ im bisherigen Verhalten der eigenen Leute in der Partei zu suchen seien.

Am folgenden Montag, den 6. November, standen die ersten Leute schon um 17.30 Uhr vor der Kirche. Gegen 18.00 Uhr waren die Sitzplätze und die meisten Stehplätze besetzt. Gegen 18.30 Uhr drängten die Menschen dann auch in den geräumigen Altarraum. Es machte sich ein Gefühl bedrückender Enge breit. In der Kirche befanden sich etwa 2000 Leute. Vor der Kirche standen im Nieselregen auch noch einmal knappe tausend. Der Gottesdienst verlief in



Bild 16: Gottesdienst am 6. November 1989

der am letzten Montag bewährten Weise. Auch die Schweigeminute wurde nach einigen heißen Diskussionen eingehalten. Dann brach die Demonstration zur Kreisparteileitung auf. Wir Pfarrer gingen an der Spitze. Gewalt sollte verhindert werden. Nur brennende Kerzen wurden mitgeführt und am Ziel abgestellt.

Die nächsten Gottesdienste waren nach dem Fall der Mauer nicht mehr so gut besucht. Nun begannen die Gespräche der Stadt- und Kreisverwaltung mit den Pfarrern. Daraus entstanden bis zu den Neuwahlen 1990 die sogenannten „Runden Tische“ – eine Beratungsgremium aller Entscheidungsträger der Stadt und des Kreises, in dem wir Pfarrer abwechselnd die Moderation übernahmen. Es ging vor allem um Wirtschaftsfragen, aber auch um die Entmachtung ehemaliger Funktionäre. Ich fand mich plötzlich in einer Rolle wieder, in der Weichen für die kommenden Wochen gestellt werden mussten. Dabei war es nicht immer leicht, allen Seiten und Ansprüchen gerecht zu werden.

Bei den Neuwahlen zur Stadtverwaltung erhielt die CDU die Mehrheit der Stimmen. Etliche aktive Männer aus unserer Gemeinde übernahmen nun verantwortungsvolle Positionen. Auch der Bürgermeister Martin Kriesel stammte aus unserer Gemeinde.

In diese Zeit fiel auch eine mich persönlich betreffende Veränderung. Meine Tante, die 27 Jahre lang in aller Treue den Haushalt geführt hatte, war in der Küche umgefallen und acht Tage später verstorben. Plötzlich war der sichernde Hintergrund meines Alltags weggebrochen.

Ich musste in den turbulenten Tagen des Oktober und November 1989 sehen, wie ich zurechtkam. Aber es gab in der Gemeinde Familien, die mich nicht verhungern ließen und mir auch sonst zur Seite standen.

Schließlich wurde ich Anfang 1990 auf eine Frau aus der Gemeinde aufmerksam gemacht, die vor kurzem Witwe geworden war und Arbeit suchte: Gertraude Homann. Als ich sie ansprach, war sie gleich bereit, stundenweise den



Bild 17: Moderation am Ambo

Haushalt zu übernehmen. Damit hatte ich eine gewisse Absicherung.

Auch in der Pfarrei taten sich plötzlich viele neue Möglichkeiten auf. Es war jetzt kein Problem mehr, ein entsprechendes Gerüst für die Neuausmalung des hohen Kirchenraumes zu bekommen. Zunächst wurde im Chorraum die alte Farbe abgetragen, unter der die alten Deckengemälde wieder hervortraten. Die Latex-Farbe konnte großflächig mit einem scharfen Mittel entfernt werden, so dass die Muster der verschiedenfarbigen Backsteine wieder sichtbar wurden. Diese Arbeiten konnte die Gemeinde finanziell noch tragen. Im Sommer kam dann die Währungsunion. Die zweite Etappe der Einrüstung im Querschiff finanzierte das Bischöfliche Amt. Als der dritte Abschnitt, das Kirchenschiff, fertig war, ging der Vikar Kensbock (ich war im Urlaub) mit der Rechnung zum Landrat und bat mit dem Verweis auf die Rolle der Kirche vor einigen Monaten um die Übernahme der restlichen 40.000 DM. Prompt übernahm dieser die Kosten – ein Vorgang, der wohl nur damals möglich war. Mit der renovierten Kirche hatte die Gemeinde nun wieder einen Raum, in dem würdige Gottesdienste gefeiert werden konnten. Damals war die Kirche sonntags noch gefüllt. Sicher ist die Erinnerung an so manche festliche Osternacht, Erstkommunion, Firmung, Trauung oder der Gottesdienst für einen Verstorbenen noch wach.

Im Frühjahr 1991 deutete die Stadt an, dass sie den Kirchen Kindergärten überlassen möchte. Der evangelische Pfarrer und ich wurden zum Rathaus gebeten. Der evangelische Pfarrer hatte schon eine Einrichtung im Auge, die einigermaßen intakt war.

Der Komplex in der Schlachthofstraße, der uns angeboten wurde, war von seiner Lage her nicht so günstig. Darauf verwies uns die Stadt auf ein Haus in der Kalistraße. Nach der Besichtigung durch den Kirchenvorstand erschien uns diese Einrichtung als geeignet. Innerhalb weniger Tage konnten wir mit der Planung für das katholische Kinderhaus „St. Martin“ beginnen. Zunächst musste das Haus nach neuen, bundesdeutschen Richtlinien umgebaut werden. Dabei half uns ein Architekt aus Tauberbischofsheim. Dann mussten Angestellte gefunden werden.

Zum Glück gab es in unserer Gemeinde Frauen, die schon in anderen Einrichtungen mit Kindern gearbeitet hatten und nun bereit waren, bei uns zu arbeiten. Auf einer Romreise konnte der Bürgermeister die Erzieherin Elisabeth Weigel bewegen, die Leitung des Hauses zu übernehmen. Alles war für die Eröffnung des Hauses im Februar 1992 vorbereitet. Da platzte im Dachgeschoß ein Wasserrohr und richtete große Schäden in den renovierten Räumen an, so dass die Eröffnung auf April verschoben werden musste.

Ich habe dieses Haus mit den Kindern und Erziehern gern begleitet. Es erschien mir als ein echt missionarisches Projekt. Von den 100 Kindern waren etwa 10 katholisch. Alle anderen hatten Eltern, die mit Religion noch nie in Berührung gekommen waren. Das, so hoffe ich, sollte sich bei den Kindern, die in unserem Hause waren, in Zukunft als Eltern einmal ändern.

Getauft wurde zwar fast keines der Kinder. Aber sie hatten ein religiöses Grundwissen erhalten und eine erste Erfahrung mit „Kirche“ gemacht. Es braucht wohl eine ganze Generation, bis hier etwas wachsen kann.

Eine weitere Möglichkeit, Kirche in der Öffentlichkeit sichtbar werden zu lassen, war das Angebot der Stadt, ein Alten-Pflegeheim zu übernehmen. Konkret ging es um das Haus im Zentrum der Stadt, das



Bild 18: Nikolausfeier in der Kita St. Marien

auch die Volkssolidarität gern gehabt hätte. Ich erinnere mich an eine Stadtratssitzung, zu der die Interessenten geladen waren, um ihr Konzept vorzustellen. Für die Caritas konnte Domkapitular Günter Brozek ein so überzeugendes Programm vorlegen, dass die meisten Stadträte für die Trägerschaft der Caritas stimmten. So hatten wir eine Einrichtung, in der etwas sichtbar wurde von dem Auftrag der Christen für die kranken und alten Menschen. Schon im Mittelalter war das Haus zu diesem Zweck gegründet worden. Es gibt dort schon seit alter Zeit eine Kapelle, in der ein sehenswerter spätgotischer Schnitzaltar steht. Diese Kapelle konnte für die würdige Feier der Liturgie neu gestaltet werden und bildet die geistliche Mitte des Altenpflegezentrums „St. Johannes“. Den Namen dieses Heiligen trug das Haus schon im Mittelalter.

Nach den Erfahrungen mit den beengten Räumlichkeiten der Pfarrei tauchte der Gedanke an den Bau eines Gemeindehauses auf, der unter den neuen Gegebenheiten in die Tat umgesetzt werden sollte. Das Bauamt des Bistums übertrug die Planung dem Architekturbüro Robra-Kriewitz-Obenauf und die Ausführung der Baufirma HAM aus Magdeburg. Das Haus sollte möglichst in Verbindung mit den Gebäuden auf unserem Gelände stehen. Um etwas mehr Raum zu haben, entstand die Überlegung, die Grundstücke, die zwischen unserem und der Straße lagen, zu erwerben. Das ließ sich für zwei Flächen einfach erledigen. Auf der dritten, die einem Betrieb gehörte, stand ein Trafo, der aber von dem Betrieb nicht mehr genutzt wurde. Als wir das Grundstück erworben hatten, meldete sich die Stadt als Eigentümer des Trafo. Nun musste schnell eine Lösung gefunden werden, um bauen zu können. Schließlich stellte die Stadt ein benachbartes Grundstück für eine neue Station zur Verfügung, die wir bezahlen mussten. So gingen uns 85.000 DM von der Bausumme verloren, die mit einer Million D-Mark angesetzt war. Aber es kam noch schlimmer. Als die Baugrube ausgehoben wurde, stellte man fest, dass die Seite des Pfarrhauses, die an das Gemeindehaus anschließen sollte, gar kein Fundament hatte. Nun musste das Pfarrhaus an dieser Stelle durch Queranker stabilisiert werden. Auch das kostete 30.000 DM. Im Sommer 1996 konnte endlich der Grundstein gelegt werden. Im September folgte das Richtfest, bei dem ich mehr als fünf Schläge für den letzten Nagel brauchte. Am 4. Dezember, den Tag der heiligen Barbara, sollte das Haus den Namen dieser Heiligen bekommen zur Erinnerung an den Bergbau, durch den die Gemeinde entstanden war. Nach dem traditionellen Gedenken an der Stelle, an der 1851 die ersten Kalischächte der Welt abgeteuft wurden, zogen wir mit dem Bergmannsverein zu unserem Haus, an dem eine unserer Kindergärtnerinnen Barbara Hoppe den Namenszug am Haus enthüllte. Im Januar 1997 konnte Bischof Leo Nowak das Haus einweihen. Seitdem wird es in vielfacher Weise, nicht nur von der Gemeinde, sondern auch von anderen Staßfurter Bürgern für Feiern und andere Zusammenkünfte genutzt.

Nach der Fertigstellung des Gemeindehauses konnte nun an einen Abschluss der Sanierung in der Kirche gedacht werden. Noch 1997 wurde der Altarraum verändert. Bis dahin stand ein provisorischer Altar auf einem Podium aus Holzpaletten. Da die Primiz von Michael Poschlod anstand, wurde es Zeit, hier eine würdige Lösung zu schaffen. Der alte Altar aus der Apsis wurde in der Vierung aufgestellt und dazu ein entsprechender Ambo geschaffen.



Bild19: Richtfest am St. Barbara Haus 1996



Bild 20: *Der eingerüstete Kirchturm*

Am äußeren Bauwerk der Kirche hatten der Zahn der Zeit, aber auch die Abgase der umfangreichen chemischen Industrie in Staßfurt genagt. Das zeigte sich vor allem an dem sechzig Meter hohen Turm. Er wurde in seiner ganzen Höhe eingerüstet. Ich habe das Gerüst oft bestiegen und mich so an die Höhe gewöhnt. Erschreckend zeigte sich der Zustand ganzer Wandflächen, an denen die Steine zerfressen waren. Uhrmachermeister Alfons Kühn wollte uns eine Turmuhr stiften. Ich hielt das aber nicht für zeitgemäß. So kam er auf den guten Gedanken, die Turmkugel zu vergolden, was er dann auch solide ausführte. In Watte verpackt wurde die Kugel am 20. Oktober 2000 zum Abschluss der Sanierung vorsichtig auf den Turm gezogen. Nun bildet sie dort mit Kreuz und Wetterhahn den krönenden Abschluss. Auch für mich war es ein besonders Erlebnis, auf die oberste Plattform zu klettern. Halt boten nur die Gerüststangen – und dann fiel der Blick in die Tiefe, etwa 100 Meter bis zur Bode – ein unvergesslicher Augenblick.

In den folgenden Jahren wurde an verschiedenen Seiten das Mauerwerk der Kirche saniert. Zum Schluss konnten auch die Glasfenster repariert und wieder neu befestigt werden. Ich habe nicht geahnt, dass ich in den ganzen 26 Jahren, die ich in Staßfurt war, mit dem Bauen zu tun hatte. In dieser Hinsicht konnte vieles angefangen und auch abgeschlossen werden. Nur das Pfarrhaus habe ich meinem Nachfolger überlassen. Denn dort konnte man grundsätzlich nur etwas ändern, wenn es leer war.

Wenn ich all das erwähnt habe, könnte der Eindruck entstehen, dass ich in Staßfurt vor allem Bauherr gewesen bin. Dem ist nicht so. Diese Aktivitäten nahmen zwar viel Zeit in Anspruch, aber vor allem ging es mir um den geistlichen Dienst und um die Bestärkung der Gemeindemitglieder, das Leben in der Gemeinde eigenverantwortlich in die Hand zu nehmen. Dabei war mir eine gute Gestaltung der Gottesdienste, an der viele mitwirken, wichtig aber auch ein Zusammenkommen und vielfältiges Feiern außerhalb der Gottesdienste. Dabei wurde nach 1990 deutlich, dass neue Herausforderungen anstanden und neue Wege für die Gemeinde gesucht werden müssen.



Bild 21: *Bekrönung des Turmhelmes*

Schon damals setzte ein Schrumpfungsprozess ein. Viele junge Leute zogen fort, da Arbeitsmöglichkeiten wegfielen. Bezeichnend war, dass es 1992 keine Trauung gab und entsprechend auch weniger Taufen. Damals hatte ich gehofft, dass vielleicht dieser oder jener, der auf Druck der Partei aus der Kirche ausgetreten war, wieder zurückfände. Das kam aber selten vor. Häufig spürte ich, das religiöse Empfinden solcher Menschen war so tief verschüttet, dass es nicht mehr hervorgeholt werden konnte.

Die neuen Reisemöglichkeiten wurden in großem Umfang genutzt, so dass es manchmal schwer war, wie bisher in den Kreisen zusammenzukommen.

Es zeigte sich aber auch, wie gut es war, dass wir das St. Barbara-Haus hatten. Endlich gab es einen Raum, wo die ganze Gemeinde sich treffen konnte. Viele erinnern sich sicher noch an die großen Feiern zu allen möglichen Anlässen, vor allem Fasching aber auch an andere Zusammenkünfte, wie Glaubensseminare, das Singen nach der Osternacht, Konferenzen und „runde“ Geburtstage.

Eine Feier im St. Barbara-Haus möchte ich hier besonders erwähnen: Den hundertsten Geburtstag des ältesten Gemeindemitgliedes Ewald Hey, ein Original. Mit 14 Jahren,

so erzählte er, durfte er 1910 die Kinderbänke in der Kirche verlassen und sich einen Stehplatz suchen. Auch Stehplätze waren damals in der überfüllten Kirche rar.

Da starb ein Lehrer, der immer an der letzten Säule hinten rechts stand. Diesen Platz nahm nun Ewald Hey ein. Dort blieb er viele Jahrzehnte stehen. Längst gab es in der Kirche genügend Sitzplätze. Er aber stand immer noch an der Säule und sah es unter seiner Würde an, einen Platz in der Bank einzunehmen. Er hatte sich vorgenommen, 120 Jahre alt zu werden. 102 Jahre hat er geschafft. Ich glaube, entscheidend trug dazu bei, dass er sich in allen Wechselfällen des Lebens nie vom Stress leiten ließ, sondern alles in Ruhe anging. So belieferte er nach dem zweiten Weltkrieg mit Pferd und Wagen die Leute mit Kohle. Er hätte mehr verdienen können, wenn er mehrmals täglich eine Ladung ausgefahren

hätte. Aber er blieb gelassen bei einer Tour. In jedem Jahr hielt er ein Schwein. Das war sein Hobby und am Ende eine Ernährungsgrundlage.

Etwas Besonderes war die „Barbara-Klausur“ im Gemeindehaus. Nach dem Sonntagsgottesdienst konnte, wer wollte, bei einer Tasse Kaffee oder einem Bier noch ein wenig zusammensitzen und allerhand Neuigkeiten austauschen. Zwölf Ehepaare übernahmen im Wechsel die Bedienung. Es herrschte immer eine frohe Atmosphäre, die den Anwesenden guttat. Manchmal konnten hier auch wichtige Dinge in einem lockeren Rahmen besprochen werden

Im Jahre 1993 ergab sich für mich wieder eine Veränderung im Haushalt. Frau Homann, die drei Jahre bei mir im Pfarrhaus tätig war und mit ihrer Arbeit gut zurechtkam, wurde Rentnerin und deutete an, dass sie nun so bald wie möglich diese Aufgabe abgeben würde. Ich wusste zunächst nicht, wie ich die Nachfolge regeln könnte. Da meldete sich im Juni telefonisch eine junge Frau, die eine Anstellung als Haushälterin bei einem Pfarrer suchte. Ich bat sie, sich in vier Wochen persönlich vorzustellen, da ich am nächsten Tag mit den Ministranten in die Alpen und danach in den Urlaub fahren wollte. Nach vier Wochen kam Karin Türling nach Staßfurt. In einem ersten Gespräch wurde deutlich, dass sich unsere Vorstellungen von den Aufgaben weitgehend deckten. Dazu bekundete sie auch ihre Absicht, Gemeindefereferentin zu werden. Dem konnte ich nur zustimmen. So kam ein Arbeitsverhältnis zustande, das sich über viele Jahre bewähren sollte.

Anfang der 90er Jahre kam eine neue Herausforderung auf mich zu. Im neuen Schulgesetz von Sachsen-Anhalt wurde der konfessionelle Religionsunterricht als Hauptfach eingeführt. Es war allerdings von katholischer Seite schwierig, entsprechend große Schülerzahlen in den einzelnen Klassen zusammen zu bekommen. Der Direktor des Gymnasiums bat mich, den Unterricht in den Klassen 11 und 12 zu übernehmen, da dafür sonst niemand die Befugnis hatte. Ich stimmte zu und bekam zunächst sieben Schüler, von denen zwei katholisch, die übrigen ungetauft, aber religiös interessiert waren. Das setzte sich in den nächsten Jahren so ähnlich fort. Etliche haben dann auch im Fach Religion ihr Abitur abgelegt. Die Vorbereitung dieser Tätigkeit erforderte viel Zeit. Die Lehrbücher von Hubertus Halbfas waren aber eine gute Hilfe für diese Schüler und für mich.

Im Jahre 1997 bat mich der Leiter des Seminars für Gemeindepastoral in Magdeburg Raimund Sternal, als Dozent für Kirchengeschichte an der Ausbildung der Studierenden mitzuwirken. Auch das war eine interessante Aufgabe, da die Kirchengeschichte mein „Hobby“ ist. Es freut mich heute, etliche ehemalige Schüler in der Pastoral tätig zu sehen.

Aber auch hier wurde die Zeit zu einem Problem. Im Jahr 2001 sah z.B. der Dienstag so aus: 7.30 Uhr im Gymnasium eine Stunde, dann ging es nach Magdeburg: Vorlesungen von 10.00 Uhr bis 13.00 Uhr, kurzes Mittagessen zu Hause, um 15.00 Uhr Erstkommunionkurs. Ich musste mich entscheiden, etwas aufzugeben. Da sich für die Schüler im Gymnasium kein Nachfolger gefunden hätte und mir hier echte missionarische Tätigkeit wichtig war, entschied ich mich für diese Gruppe und trennte mich schweren Herzens von den Vorlesungen im Seminar.

Im Sommer 1993 kam ein weiterer Auftrag auf mich zu. Der Erzbischof Henryk Muszynski von Gniezno beabsichtigte den 1000. Todestag des hl. Adalbert (in Polen: Wojciech), des Patrons von Gniezno und ganz Polen, besonders zu feiern. Zur Vorbereitung lud er Vertreter aus allen Orten, an denen der Heilige gewirkt hatte, nach Gniezno ein.



Bild 22: Beim St. Adalbertfest in Gniezno 2001

Da der hl. Adalbert die bedeutende Domschule in Magdeburg besucht hatte, erhielt auch Bischof Leo eine Einladung. Er reichte sie mir weiter, da ich mich schon öfter mit der Thematik beschäftigt hatte. Denn der hl. Adalbert wurde von dem ersten Erzbischof Adalbert in Magdeburg gefirmt und hatte aus Verehrung zu seinem Lehrer damals selbst dessen Namen angenommen. So reiste ich in den kommenden vier Jahren mehrmals nach Gniezno, um das Gedenkjahr 1997 mit Vertretern anderer Länder vorzubereiten. Dabei war die Tatsache wichtig, dass der hl. Adalbert eine Länder verbindende europäische Rolle gespielt hatte und dieser Gesichtspunkt auch heute betont werden sollte. Seit 1997 wird das Fest des hl. Adalbert in Gniezno mit besonderer Feierlichkeit begangen. Ich selbst bin als Vertreter des Bistums, oft zusammen mit einem Mitglied der Kurie in Magdeburg in fast jedem Jahr aus diesem Anlass dort gewesen. Allerdings habe ich schon in den 60er Jahren freundschaftliche Beziehungen zu Priestern in Polen geknüpft, um zu einer deutsch-polnischen Verständigung nach dem Weltkrieg beizutragen.

Ende der 90er Jahre wurde im Bistum immer deutlicher, dass ein Schrumpfungsprozess mit gravierenden Veränderungen auf uns zukommt. In einem „Pastoralen Zukunftsgespräch“ wurden Richtlinien für die Seelsorge im Bistum erarbeitet. Territorial wurden Pfarrverbände angedacht. Für unseren Bereich sollte Staßfurt mit Egelndorf einen Verbund bilden. In Egelndorf saß allerdings ein Mitbruder, der durchaus nicht mit irgendeiner Art von Kooperation einverstanden war. Und doch mussten Schritte in diese Richtung getan werden. Das war sehr mühevoll. Allerdings wurden wir Pfarrer den neuen Orientierungen entsprechend dafür 2006 in Magdeburg ausgebildet.

Ich wurde vom Bischof angefragt, wie ich meine Perspektive sähe. Ich teilte ihm mit, dass ich bis 2008, meinem 70. Lebensjahr in Staßfurt bleiben möchte, um dann in Pension zu gehen. Ich spürte auch, dass der zunehmende Stress meiner Gesundheit nicht guttat. Ich spielte mit den Gedanken, mich nach der Pensionierung nach Gommern zurück zu ziehen. Aber der dortige Pfarrer machte mir deutlich, dass er nicht beabsichtige, nach seiner Pensionierung von dort wegzugehen. In großem Gottvertrauen war ich gespannt, in welche Richtung sich wohl ein Weg für mich auftun würde.

Da teilte mir der Personalreferent Thomas Kriesel mit, dass er von Wolmirstedt, wo er bisher wohnte, nach Magdeburg ziehen würde. Es gäbe zwar noch einen Interessenten für Wolmirstedt, aber der habe sich noch nicht entschieden. Nun galt es zu warten. Ende 2007 war klar, im nächsten Jahr kann es nach Wolmirstedt gehen. Diese Kleinstadt liegt etwa 10 km südlich von Magdeburg. Dort steht eine kleine Kirche, die zusammen mit dem Pfarrhaus und einem Gemeindehaus, 1936 erbaut wurde. Damals gab es dort noch eine eigene Pfarrei, die bis 2007 existierte und dann in den Gemeindeverbund der Pfarrei

Haldensleben eingegliedert wurde. Ich hatte ein halbes Jahr Zeit, um in Staßfurt alles geordnet abzuschließen. Die Abschiedsfeier wurde auf Sonntag, den 29. Juni 2008 festgesetzt, auch mein Weihe- und Namenstag. Nach dem Festgottesdienst begann ein Gemeindefest, bei dem die verschiedenen Aktivitäten in den Gruppierungen zur großen Freude aller erlebbar wurden.

Am nächsten Tag begann dann die anstrengende Phase des Packens. Zwei Tage standen dafür zur Verfügung. Ich musste vor allem die vielen Bücher in Kisten unterbringen. Am Ende meiner Kräfte entdeckte ich in der letzten Nacht um 0.30 Uhr in einem oberen Regal noch eine Reihe von Büchern, die in einem der etwa dreißig Kartons verpackt werden mussten. Am nächsten Morgen begann der Umzug. Diesmal brauchte ich keinen Möbelwagen.

Bei den zahlreichen Fahrten nach Wolmirstedt war schon vorher eine Menge Umzugsgut transportiert worden. Für die großen Möbel hatte ich einen LKW gemietet, den Thomas Türling, der Bruder von Karin, fuhr. Zahlreiche Gemeindemitglieder halfen beim Ein- und Ausladen. Mit zwei Fuhren am 2. Juli wurde alles nach Wolmirstedt transportiert und im ehemaligen Pfarrhaus neben der kleinen Kirche aufgestellt. Nur die Bücherkisten kamen erst einmal in die Garage und wurden im Laufe der nächsten Wochen ausgepackt.

RUHESTAND IN WOLMIRSTEDT

Und wieder stand ich an einem neuen Anfang, der sich zwar Ruhestand nannte, aber keineswegs ein Ausruhen sein musste. Was sollte ich mit der mir nun geschenkten Zeit anfangen, da ich noch gut bei Kräften war?

Ich nahm zunächst deutlich wahr, wie gut es mir tat, nicht mehr für alles Geschehen in einer Gemeinde verantwortlich zu sein. Der Stress in Staßfurt war doch erheblich. Nun konnte ich ruhiger treten aber



Bild 23: Die St. Josefskirche mit Pfarrhaus in Wolmirstedt

auch mit einer Gemeinde regelmäßig die Gottesdienste feiern. Das habe ich als eine positive Herausforderung erlebt. Die Pfarrei Haldensleben, zu der Wolmirstedt gehört, hat eine beträchtliche Ausdehnung. Sie erstreckt sich zwischen der Elbe im Osten und der Grenze zu Niedersachsen kurz vor Helmstedt im Westen. Bei den Dienstbesprechungen, an denen ich teilnahm, stellte ich fest, wie schwierig die Planung der Seelsorge war und Aktivitäten neu geordnet werden mussten. So konnte ich als einer, der von außen kam, manchen guten Hinweis geben.



Bild 24: Festgottesdienst in Groß Ammensleben

Ich bin mit dem Auto häufig zu den Feiern der Gottesdienste in den größeren und kleineren Gemeinden der Pfarrei unterwegs und habe dabei viele erfreuliche Erfahrungen gemacht. Am weitesten von Wolmirstedt entfernt liegt Weferlingen (eine Strecke 48 km), aber die erholsame Fahrt dorthin führt durch eine schöne Gegend und die kleine Gemeinde (8 - 12 Personen) freut sich. Ich lebe nach dem Gesichtspunkt: Wenn Gott mir die nötige Gesundheit schenkt, hat er wohl die Absicht, dass ich sie auch in seinen Dienst stelle. So bin ich nicht nur zu Gottesdiensten unterwegs, sondern auch zu verschiedenen Gemeinden des Bistums mit Vorträgen über kirchengeschichtliche Themen. Außerdem arbeite ich noch in der Kunstkommission und der Akademikerseelsorge des Bistums mit.



Bild 25: Glockenweihe in Wolmirstedt 2015

Bei allem bleibt aber auch Zeit zur Pflege etlicher persönlicher Kontakte mit befreundeten Menschen. Gelegentlich gibt es auch außergewöhnliche Anlässe. So habe ich zum ersten Mal in meiner Dienstzeit eine Glocke gesegnet oder in ökumenischer Gemeinschaft einen Autobahnabschnitt eingeweiht.



Bild 26: Einweihungsfeier eines Abschnittes der A 14 im Oktober 2014

Allerdings musste ich auch lernen, Abstriche zu machen. In der Nacht zum 23. August 2015 drohte ein Herzinfarkt und erforderte schnelles Handeln. Noch in der Nacht wurde ich in das Klinikum Magdeburg eingeliefert. Dort stellte man fest, dass ich mich einer Bypass-Operation unterziehen muss. Aus diesem Anlass wurde ich in das Universitätsklinikum gebracht.

Dort erhielt ich vier Bypässe. Es schloss sich eine vierwöchige Reha in Flechtingen an, in der ich mich gut erholte. Dankbar ging ich wieder den Aufgaben nach – etwas reduziert.

Einen Anfang ganz anderer Art als bisher erlebte ich im Sommer 2018. Ich musste anfangen, mein Denken und Fühlen im Blick auf einen Menschen neu zu orientieren. Karin Türling, die seit 1993 bei mir im Haushalt war, teilte mir mit, dass sie zu der Überzeugung gekommen sei, nicht weiblich, sondern männlich bestimmt zu sein. Nun wolle sie – aber jetzt er – den Weg einschlagen, diese innere Bestimmtheit amtlich überprüfen und bestätigen zu lassen, was auch geschah. Zur Veränderung des Aussehens kam auch die Veränderung des Vornamens: Karlo Peter. Da ich zu der Überzeugung gekommen bin, dass dieser Schritt bei ihm ernsthaft angestrebt wird, befreiend wirkt und der inneren Bestimmtheit entspricht, hatte ich mich entschlossen, alles zu tun, um ihn auf diesem Weg zu ermutigen und zu unterstützen. Auch in der Öffentlichkeit der Stadt und Pfarrei hat dieser Schritt weithin Akzeptanz gefunden.

IN DANKBARKEIT JEDEN TAG ANNEHMEN!

Der Rückblick auf mein Leben ist bestimmt von einer großen Dankbarkeit. Es gibt viele Menschen, denen ich Dank schulde. Da sind vor allem meine Eltern, Geschwister und viele Verwandte zu nennen, die mich und mein Leben auf unterschiedliche Weise geprägt haben. Ich denke aber auch an die vielen Menschen in den Gemeinden, die mir mit Wohlwollen begegnet sind, mir mit Rat und Tat zur Seite standen und mich bei meiner Arbeit ermunterten.

Dazu kommen viele gute Freunde und Bekannte, die meinen Weg begleitet haben und noch begleiten. Ich habe also allen Grund, jeden Tag dankbar als Geschenk anzunehmen – ganz gleich, wie er ausgeht.

Ein besonderer Dank sei an dieser Stelle auch Frau Evelyn Kasper gesagt, die einen erheblichen Anteil daran hatte, dass diese Broschüre erscheinen konnte.

NACHWORT

Bedeutende und unbedeutende, prägende und herausfordernde Anfänge liegen hinter mir. Ich musste mit vielen Situationen zurechtkommen, etwas beginnen und oft auch zu einem guten Ende führen.

So stellt sich mir schließlich auch die Frage nach einem guten Abschluss des ganzen Lebens. Natürlich bleibt verborgen, wann und wie es sein wird. Aber für mich ist es schon spannend, den Blick darauf zu richten – nicht in Angst und Sorge, sondern mit Neugier und Zuversicht.

Ich stehe zu dem, was ich in meinem ganzen Leben vor vielen Menschen verkündet habe, was auch für mich gilt und meine tiefste Überzeugung ist: Das Sterben eröffnet das Tor zu **dem Leben**. Mit dem Ende in dieser zerbrechlichen Welt ist **der** Anfang in Gottes neuer Welt gegeben, der alle Vorstellungen von Glückseligkeit übertrifft.

Ich hoffe, dass alle, die mit mir auf den Weg dahin bereits gegangen sind oder noch gehen, mit mir dann auch das Fest des Lebens feiern werden.



Bild 27: Im Spätsommer 2020

IMPRESSUM

Titel	Immer wieder anfangen!
Herausgeber	Peter Zülicke Friedrich-Ebert- Str. 18 39326 Wolmirstedt
1. Auflage	2020
Texte	Peter Zülicke
Bilder	Peter Zülicke
Redaktion	Evelyn Kasper
Umschlaggestaltung	Peter Zülicke und Evelyn Kasper

INHALTSVERZEICHNIS

Geleitwort	2
Die ersten beiden Jahrzehnte	3
Mein Anfang in Gommern 1962	8
Neubeginn im Harz	16
Zwochau – ein Anfang mit vielen Hindernissen	24
Der Anfang in Staßfurt	33
Ein politischer und gesellschaftlicher Neuanfang in unserem Land	40
Ruhestand in Wolmirstedt	53
In Dankbarkeit jeden Tag annehmen!	57
Nachwort	58
Impressum	59



Lebenswege

Fenster an der Südseite der St. Josefskirche in Wolmirstedt